Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum
Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch
Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 22 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **29. Mai 1908**

Maßregeln im Kampf der Weltanschauung.*)

Von Wilhelm Bölsche.

Es ist schade, über ein Grundproblem unserer Zeit, wie die Entwicklungslehre, noch irgendwo negativ, im Sinne irgendeiner grundsätzlichen Abwehr, reden zu müssen. Es gibt dort so viel positive Aufgaben. Wenn alle unsere Gebildeten, Denkenden von heute über eine gewisse tatsächliche Grundwahrheit in diesen Dingen vollkommen einig wären, so daß in dieser Richtung jede Diskussion fortfiele, so bliebe gerade genug Stoff für die höchste Gedankenanspannung bei uns allen in den großen positiven Fragen des Ausbaues dieser Grundwahrheit übrig. Die schwerste Arbeit ist ja hier erst noch zu tun. Weder naturwissenschaftlich, noch philosophisch, noch im Sinne klar volkstümlicher Darlegung sind wir über das Gröbste hinaus. Ueberall dort innerhalb der Sache bedarf es ganzer Kraft, — schade um jede Zersplitterung für einen reinen Außenkampf.

Es wäre in diesem Sinne das Verhängnisvollste, was geschehen könnte: wenn gerade gegenwärtig diese innere positive Arbeit, aus der sich schließlich der Gesamtwert erst klären und ergeben soll, durchkreuzt würde durch ungeschickte Eingriffe, die die Freiheit dieser Arbeit beanstanden wollten.

Es ist zu sagen, daß es sich im gegenwärtigen Moment hier nur erst um gewisse Symptome handelt. Ich kann nicht behaupten, daß ein festes Prinzip, der Anfang einer sich durchsetzenden einheitlichen Absicht dahinter steht. Ich hoffe sogar, daß nichts derart dahinter ist, hoffe es vom Boden des Sieges schlichtester praktischer Vernunftgründe aus, an den ich glaube. Inzwischen ist aber kein Zweifel, daß jene Symptome in der Oeffentlichkeit durchaus nach einer, und nur einer Richtung gedeutet worden sind. Freund wie Feind der Sache haben sie vollkommen eindeutig empfunden im Faktum. In der Liegnitzer Affäre sind eine Anzahl moderner Werke als ungeeignet

*) Diesem Aufsatz liegt eine Ansprache zugrunde, die in der Protestversammlung des Goethe-Bundes am 3. Mai 1908 zu Berlin von mir gehalten wurde. Bei der schon vorgeschrittenen Stunde und beschränkten Redezeit konnte ich dort nur die Hauptpunkte betonen, während ich hier den Gesamtinhalt mit allen notwendigen Ergänzungen veröffentliche. D. V.

für die Volksbelehrung und Erziehung zum Denken auf eine Art von Index gesetzt worden. Von Titeln, denen nicht widersprochen worden ist, sind neben anderen dabei genannt worden: Haeckels „Welträtsel" und „Natürliche Schöpfungsgeschichte", Strauß' „Der alte und der neue Glaube", Nietzsches Schriften, Werke von Delitzsch und Harnack. Einzelne dieser Bücher, wie die „Welträtsel" und „Der alte und der neue Glaube", sind ihrer unmittelbaren Absicht nach ausgesprochene Bekenntnisschriften. Bei dem heutigen Stande exakter und popularisierter Forschung auf allen Gebieten muß aber auch den anderen ein starker Schuß subjektiven Bekenntnisses zugebilligt werden. Nietzsche vollends wird man mit jedem Wort seiner Lebensarbeit schwer anderswo einordnen können. Was diese Bücher auffällig zu einer Einheit macht, ist, daß jede Ausdruck einer starken und wertvollen Persönlichkeit aus unserem Geistesleben ist. Wollte man die ungeheuere Hilfskraft der Person im Denken ausschließen, so konnte man keine besseren Beispiele wählen.

Gleichwohl ist in der Oeffentlichkeit (bei Freund und Feind!) stärker doch hier ein allgemein sachlicher Schachzug empfunden worden. Man hatte das Gefühl, daß mit all diesen Büchern die Entwicklungslehre eigentlich getroffen werden sollte.

Daß sie in all diesen (auch den subjektivsten) Bekenntnissen einen Nerv des Bekenntnisses ausmacht, ist gewiß. Bei Haeckel und Strauß beherrscht sie eingestanden und unmittelbar die Situation. Aber auch Nietzsche wäre ohne sie undenkbar. Und über den Entwicklungsgedanken in der modern aufgeklärten Religionsgeschichte ist ebenfalls kein Zweifel. Die Auslegung ist ja im engeren schon in diesen paar Werken keineswegs gleich. Man erinnert sich, wie Nietzsche Strauß als konservativen Bildungsphilister karikiert hat, und wird nicht Haeckel und Harnack identifizieren. Aber das berührt schon jenes positive Weiterarbeiten auf dem neuen Felde, das ich erwähnt habe. Zum Negativen sind alle diese Männer einig. Ob bewußt gewollt oder nicht: faktisch trifft in der Tat dieser Index die Debatte über die Entwicklungslehre.

Dazu treten nun andere Symptome. Im Herrenhaus hat Reinke öffentlich gefordert, es müsse von Staats wegen etwas gegen Haeckels Auffassung von der Entwicklungslehre geschehen. Hier blieb kein Zweifel über den Bezug zur Sache. Reinke hat zwar später an der gleichen Stelle betont, daß es ihm nicht eingefallen sei, nach der Polizei gegen die Haeckelsche Naturphilosophie zu rufen. Man kann solche Dinge aber nicht auf die Redeform festnageln. Entweder handelt es sich bei dem Zwist dieser Weltanschauungsfragen um eine rein geistig durchzufechtende Debatte. Dann kann die Rolle der Staatsgewalt nur in einer vollkommenen Neutralität bestehen. Oder es sollen andere als rein geistige Mittel zur Anwendung kommen. Wie man das im einzelnen nennen soll, ist unwesentlich, — die Sachdeutung aber hat nur diese zwei Möglichkeiten. Ich gebe einem Manne wie Reinke als ganz selbstverständlich zu, daß er nicht an eine so grobe Form gedacht hat. Er hat natürlich auch bona fide seine wirkliche Ueberzeugung ausgesprochen als ein ehrlicher Mann, der in einer Situation, die ihm gefährlich erscheint, mit Eifer helfen möchte. Ueber das persönliche Motiv geht ja nicht die Rede. Aber er ist im Moment dem alten Fehler erlegen: „Maßregeln" zu fordern, wo allein ein Plus an geistiger Kraft auf vollkommen freiem Felde den Ausschlag geben kann und gegeben hat, solange Geist eine Macht in der

Welt ist. Unter den historischen Leuten, die auf Grund von Maßregeln Denker verbrannt haben, waren immer auch durchaus ehrliche. Es ist immer dabei gesagt worden, daß man nicht den Gedanken treffen wolle, sondern nur den Volksverführer. Immer wieder hat die unglückliche Verwechslung diesen Weg gesucht. Und wir beanstanden ihn im modernen Fühlen und Denken nicht, weil er nicht auch von ehrlichen Leuten begangen worden ist, — das könnten wir unmöglich. Wir beanstanden ihn aus der praktischen Lehre so vieler Präzedenzfälle, die ihn als wertlos und schädlich immer wieder mit schlagender Logik erwiesen haben. Der Geist kann nicht gehemmt, nicht widerlegt werden durch „Maßregeln". Ebensowenig aber gibt es eine geistige Meinung in so sublimen Weltanschauungsfragen oder wissenschaftlichen Problemen, die so felsenfest wäre, daß sie sich mit jedem Gewaltmittel durchdrücken dürfte zum Nutzen der Menschheit. Ideen, „Tatsachen", um die edle Denker als Leugner verbrannt wurden, waren nach hundert Jahren schon Kinderspott. Die Möglichkeit liegt in allen. Und diese historisch angeregte Bescheidenheit, die uns im übrigen ja keinen Deut von unserer ehrlichen Meinung sonst abzubringen braucht, hemmt uns am Verbrennen. Die Wege zum Verbrennen sind aber abschüssiger als man glaubt, auch heute noch. Ein Mann von feiner und vornehmer Bildung will ein ehrliches Geisteswort sagen, vergreift sich aber im Mittel und ruft nach irgendeiner „Maßregel". Das ist ein platonisches Wort. Im Gefolge wird eine Bibliothek, die Zwecken der Volkserziehung zur Anteilnahme am Geistesleben unserer Zeit dienen soll, von gewissen Büchern rein gefegt. Nun kommt ein Volksschullehrer, der sich dagegen auflehnt, solche Bücher trotzdem liest und verbreitet. Er wird gemaßregelt, daß er sein Amt, sein Brot verliert. Es gibt auch andere Arten, wie ein Mensch um geistiger Ueberzeugungen willen schwer dulden kann, als den Scheiterhaufen von ehemals!

Wie gesagt: es handelt sich gegenwärtig nur um Symptome. Schaden kann es aber ganz gewiß nicht, schon auf sie den ganzen Ernst der Sache selbst anzuwenden. Eine ernsthafte „Maßregel" gegen die freie Diskussion der Entwicklungslehre, in diesen Moment der Entwicklung dieser Lehre selbst als Bleigewicht geworfen, wäre verhängnisvoll nach den verschiedensten Seiten. Auf der einen, gerade für die Urheber wichtigsten Seite würde ja allerdings gar nichts erreicht werden, nämlich für die erhoffte Erschütterung dessen, was sich heute unaufhaltsam, wie in der Forschung so in den Reihen aller Denkenden überhaupt, seine Bahn bricht, ja wesentlich schon gebrochen hat: der prinzipiellen Anerkennung der Grundtatsache natürlicher Entwicklung bis zum Menschen herauf. Eine Maßregel gegen die freie Lehre dieser Grundtatsache würde zunächst einen entschlossenen Zusammenschluß *aller* wissenschaftlichen Fachkreise (nicht bloß der naturwissenschaftlichen) zu gemeinsamem Protest bewirken. Eine solche Einheitsäußerung ist im gewöhnlichen lauen Alltag, wo jeder seinen Weg geht, nicht zu erreichen. Darüber klagen alle Weltanschauungsbünde, die rechts- wie die linksstehenden, daß man zu solchen generellen Meinungsäußerungen die Leute nicht bringen kann. Aber ein derartiger Sturmstoß *würde* es erreichen. Und eine einheitlich protestierende Wissenschaft ist heute eine Macht, die nach meiner Ueberzeugung absolut unbesiegbar ist. In der Fachnaturforschung würde im Augenblick, da man die freie Diskussion abschneiden wollte, sofort eine ganze Welt an kleinen Partei-

ungen, Zweifeln und Zwisten über die Tragweite der Entwicklungslehre auffliegen wie Staub und dem ehernsten Zusammenschluß Platz machen. Hier läge sogar nur Vorteil, denn solche Momente des Einheitsbewußtseins vor dem Feind haben stets etwas Erhebendes, im reinen Geistesleben so gut wie im politischen. Der Einwand, der so gern versucht wird, daß es sich hier um gar keine Frage der Forschung und ihrer Freiheit handle, sondern bloß um Propaganda für eine bestimmte Weltanschauung, die getroffen werden solle, würde dabei auch total abfallen, sobald es Ernst würde. Es kann keinen Menschen geben, der so blind wäre, daß er zuletzt nicht sähe: hier fällt eine Forschungsfrage einfach mit einer Weltanschauungsfrage zusammen. Wenn es nachgewiesen werden kann, daß der Mensch sich aus dem Tier auf naturgesetzlichem Wege entwickelt hat, so ist das die größte Tatsache zur Weltanschauung, die unsere Zeit überhaupt neu hinzugebracht hat gegenüber allen früheren. Wo soll hier der Grenzstrich sein, den der „Forscher" nicht übertreten soll? Und ist der wissenschaftliche Philosoph, der diesen Strich überschreiten muß, kein Forscher? Diese Frage ist gelöst eigentlich schon durch das einfache brave alte Wort von der „philosophischen Fakultät", die nicht außerhalb, sondern innerhalb der wissenschaftlichen Lehrfreiheit existiert. Jede Forschung führt auf Weltanschauung. Und jedes Streben nach Weltanschauung ist auch selbst wieder ein Forschen. Die Freiheit der Verkündung von Weltanschauung ist nur eine einfache Folgerung der Freiheit der Forschung und ihrer Lehre. Im grauen Alltag wird auch das wohl einmal vergessen. Der Spezialforscher denkt wohl, es sei Freiheit genug für seine Arbeit, wenn ihm niemand verbietet, in sein Mikroskop zu schauen oder eine alte Inschrift zu kopieren; so versteht er es, daß ihm niemand seine Kreise stören solle; der Zwist der Weltanschauungen dünkt ihm dann ein Straßenkampf, zu dem er seine Fensterläden schließt und als Unbeteiligter sich die Ohren zuhält. Es ist gesorgt, daß sich diese Alltagsstimmung niemals dauernd durchführen läßt. Der Blick in Nebelflecke und das Entziffern eines Keilschrifttextes werden über Nacht brennendste Weltanschauungswerte. Als solcher Wert ist das Buch des Kopernikus auf den päpstlichen Index gesetzt worden, auf dem es bis zum Jahre 1821 gestanden hat, — ein Buch der exaktesten Detailforschung. Diese Dinge brauchen bloß einmal wieder akut zu werden, und jeder wacht wieder auf, auch der weltfernste Spezialist. Hier also würde eine große Krisis, jäh provoziert, überall nur weckend, nur einigend wirken. Und der Hauptzweck, der unmittelbare, wäre also ein Schlag ins Wasser.

Der wirkliche Schaden, der angerichtet würde, läge wo anders. Die Entwicklungslehre selbst würde in einer inneren Steigerung, einer inneren Vervollkommnungskrisis heute gestört, verwirrt werden. Einem gewissen Teil ihrer unbedingten Gegner wird das ja gleichgültig sein. Was kümmern dort Verfeinerungen innerhalb einer Ideenwelt, die absolut als Satanswerk verworfen wird. Aber mit einem Manne wie Reinke sollte doch auch über diesen Punkt zu reden sein. Die Entwicklungslehre ist heute eine Weltanschauungssache, — gewiß. Aber die Weltanschauung, die sich aus ihr gestalten soll, ist gegenwärtig noch keineswegs fertig. Sie ist in sich noch in lebhaftesten Werdeprozessen, in Gärungen und Wehen begriffen. Keines jener Bekenntnisbücher, die heute an sie anknüpfen und die das Mißfallen jener Liegnitzer Inderleute er-

regt haben, ist dem Sinne seines Autors nach bereits ein fertiger Kanon, — auch Haeckels „Welträtsel" nicht. Mit voller Wucht und zum Glück stehen wir hier noch durchaus im Zeichen der ersten pionierhaft eifrigen Persönlichkeiten, aber auch der divergierenden Persönlichkeiten. Irgend etwas von der vorhandenen Ausmünzung jetzt schon zum geltenden Kanon zu erheben: gerade das könnte vielleicht ein vom Zaun gebrochener Gewaltangriff im Moment erzwingen, indem er alle in gewissen Prinzipien Verwandten nötigte, irgendeine Devise vorläufig einmal sämtlich anzunehmen, sich um einen Namen, einen engeren Ausdruck der Dinge zu scharen. Ein Glück wäre das aber ganz gewiß nicht. Was im Gegenteil gerade not tut, ist für die nächste Zeit das freie parallele Spiel dieser individuellen Fassungen ohne alles voreilige Festlegen, — ist das langsame Herauskristallisieren erst des inneren Fortschritts auf Grund unzähliger freier Bewegungen. Um zu einer wirklich befriedigenden und dauernd starken Weltanschauung sich auszuwachsen, bedarf der Entwicklungsgedanke noch der Auseinandersetzung mit einer ganzen Reihe der tiefsten Menschheitsprobleme, die im ersten Anlauf kaum angeschnitten werden konnten. Es sei gestattet, auf ein paar Punkte bloß mit Rubriken, mit Ueberschriften hinzuweisen. Nicht Lösungen, aber Definitionen habe ich in mehreren meiner Bücher schon öfter gegeben, worauf ich hier wohl verweisen darf. Die Entwicklungslehre kann sich nur dann meines Erachtens zu einer echten Weltanschauung im großen Sinne des Wortes erheben, wenn sie an gewissen größten und tiefsten Forderungen der Kulturmenschheit nicht achtlos vorbeigeht. Sie muß sich auseinandersetzen, und zwar in einem positiven Sinne, mit den ethischen Grundlagen des Christentums als einer Kulturmacht. Nicht mit Legenden und Wundern und einem irrigen Wörtlichverstehen alter Symbole. Aber mit der Idee der Menschenliebe, der gegenseitigen Hilfe und Aufopferung. Die grobe erste darwinistische Hilfsvorstellung, daß aller Weltfortschritt nur hervorgehen könne aus einem brutalen Kampfe aller gegen alle um das nackte Dasein, muß feineren und zugleich, wie leicht zu zeigen ist, streng naturwissenschaftlich richtigeren Bildern weichen, die uns den Emporgang des Organischen schon von früh an in der Gewalt ebenfalls von gegenseitigen Hilfen, Sozialanschlüssen, Symbiosen zeigen, deren natürliche Krone ein vom Märchen befreites, wirklich „naturwahres" Christentum bei uns Menschen ist. Hier liegt dann auch zugleich die Anschlußstelle an den sozialen Fortschritt im Politischen. Der Weltfortschritt selbst muß aber noch in anderer Weise wieder vertieft in die große Problemlösung aufgenommen werden. Gerade eine geläuterte Entwicklungslehre muß uns wieder auf einen Weltwert, einen Weltrost zurückführen. Keinerlei Rückschritt ist auch hier nötig. Aber ohne einen bestimmten Sinn im Grundwesen aller Dinge kann keine Weltanschauung siegen, hat nie eine gesiegt. Ich glaube, daß auch hier schlichte Ausblicksmöglichkeiten schon jetzt gegeben sind. Die stärkste scheint mir in dem einfachen Gedanken sogar schon zu liegen, den Darwin (wie vor ihm Empedokles) so lebhaft betont hat: daß in der innersten Logik des Weltgeschehens das große Erlösungsgesetz vom ewig fortschreitenden Siege des Harmonischeren über das Disharmonische, der ewig sich steigernden „Anpassung" und „Erhaltung des größtmöglich Harmonischen" steckt, — ein Gesetz, das psychisch ausgedrückt die Entwicklung einer fortgesetzten Glückssteigerung durch die strengste Arbeit der naturgegebenen Logik an-

vertraut. Ich wenigstens glaube, daß sich durch inniges Geistesringen um diese Grundwahrheit schließlich doch auch eine befriedigende Sinnlösung auch für die natürlich entwickelte Welt finden lassen wird. Ich erwähne in engem Zusammenhang damit eine vertiefte Auseinandersetzung der Entwicklungslehre mit dem Begriff des Psychischen im gesamten Weltgeschehen, sowie andererseits mit dem aktiven Stilisierungs- und Rhythmisierungsprinzip, das in unserer menschlichen Kunst hervortritt. Wo aber auch dieser ganze neue Weltanschauungsversuch im Anschluß an den neuen Entwicklungsgedanken sich vor wirklichen Schranken des innersten Weltverstehens sieht, da wird auch in ihm der Begriff des Naturgeheimnisses bedeutsam werden müssen. Mag es gerade ihm um so leichter werden, als dieses Geheimnis ihm zugleich ein Zukunftswert der Entwicklung sein darf: was wir heute noch mit keinen Mitteln wissen können, ist uns wohl nur verwehrt, weil wir nur eine bestimmte Stufe in der Entwicklung selbst darstellen; auf höheren Stufen mag sich auch das immer weiter aufhellen. Ich deute, wie gesagt, hier nur lose ein paar Punkte an. Ueber die Lösung jener Probleme mag man sich und soll man sich streiten. Aber daß sie als vorhanden bereits allerorten innerhalb aller Kreise der Anhänger des Entwicklungsgedankens empfunden werden, das behaupte ich auf Grund sicherster Erfahrungen mit Bestimmtheit. Und keinerlei Darüberweglügen (ich meine jetzt nicht Reinke) von Seiten, die die Entwicklungslehre in dieser oder jener Form bereits zu bequemem Kunstzweck als festes und fertiges Dogma sich gegenüber haben möchten, bei dem irgendein bestimmter Name als Programm alles sagen soll, kann an dieser Tatsache rütteln. Die gesamte Literatur des Gebiets aus den letzten zehn Jahren gibt Zeugnis dafür. In Büchern, die auf jenem Liegnitzer Index mitgenannt sind, ist auch die ganze oben genannte Problemstellung schon als solche klar dargelegt.

Zweifellos allerdings bewegt sich die Weltanschauung, die sich an die Entwicklungslehre anschließt, in einer *gewissen* Richtung, von der auch alle jene Problemstellungen beeinflußt werden, — in ihr muß sie gehen und hier liegt ihre unabänderliche Marke. Sie ist (um ein Wort Reinkes zu gebrauchen, doch in einem etwas geänderten Sinne) eine „Philosophie der Tat" gegenüber jeglicher „Philosophie des Wunders". Sie glaubt nicht an einen bloß passiven Menschen, der durch Wunder und unkontrollierbare Offenbarungen geleitet wird, und dessen einziges Werkzeug das Gebet ist. Sie glaubt an die Mission des Naturssohns Mensch, mit Hilfe von Bewußtsein, Logik, Naturgesetz und vor allem mit Hilfe von *Arbeit* sich selbst weiterzuhelfen, Arbeit, die erleichtert wird durch gegenseitige Hilfe, durch Liebe. Wer diese „Philosophie der Tat" verabscheut, der wird nicht mit ihr gehen können, auch wenn alle jene Probleme zur Zufriedenheit gelöst wären. Hier müssen sich Wege scheiden. Aber ich frage mich, ob es wirklich zum Vorteil moderner Kultur gereichen könnte, gegen *diese* „Philosophie der Tat" „Maßregeln" zu ergreifen. Ich möchte auch an Reinke selbst diese Frage richten.

Ohne jene Vertiefungen werden wir allerdings nicht auskommen. Zu ihnen sehe ich aber noch einen gewaltigen Bundesgenossen im Felde. Wenn ich alle jene genannten Probleme zusammenfasse — Auseinandersetzung mit der Menschenliebe und dem Sozialfortschritt, mit dem Weltsinn und der Welterlösung, mit dem Geist und der Kunst und dem Geheimnis, alles in allem, — so sehe ich das alles erleichtert

durch etwas, was sich gegenwärtig auch schon vollzieht, wenn man nur der ruhigen Klärung ihren freien Lauf selber lassen will. In den Darwinismus (oder wie das Wort lauten mag) muß ein derber Schuß warmen Blutes noch hinein vom Goethizismus. Es ist kein Zufall, daß mindestens zwei von jenen Liegnitzer Indexbüchern immer wieder auf Goethe hinweisen, — Haeckel und Strauß. Beide geben ihr Bekenntnis gleichsam mit einer offenen Perspektive: so weit führen wir euch, — den Rest lest bei Goethe! Inmitten unseres allgemeinen Gärens kann in der Tat nichts die Entwicklungslehre rascher klären als ein resoluter Anschluß an Goethes Weltanschauung. Die Brücke ist deutlich genug. Goethe ging selbst in all seinem Denken und Dichten eigentlich schon von der Entwicklungslehre aus. Er vertiefte sie aber durch alles, was seine starke Persönlichkeit in dieses Denken und Dichten gelegt hat. Er sprach mit Prometheus Munde vom Weltentrotz des erwachten Menschen. Aber er predigte auch mit Iphigenie das Evangelium der Ueberwindung der Schuld durch Liebe, er feierte im Faust den sich entwickelnden Menschen, der immer strebend sich bemüht und so zum höchsten Ziel gelangt, den Menschen der Tatphilosophie, der erlöst wird durch seine Tat. Im Moment, da verlautet, es müsse etwas geschehen gegen die Konsequenzen der Entwicklungslehre, erinnert man sich gern, daß unsere ganze „goldene Literaturperiode", daß Lessing, Schiller, Herder, Goethe alle schon innerlich durchdrungen waren von dem Entwicklungsgedanken, sich alle schon mit ihm auseinandergesetzt hatten. Und sie sind dabei doch, was sie uns sind, das große Palladium unseres Volkes, unserer Kultur. Allerdings war die Weltanschauung der Tat, die sie predigten, zugleich eine Weltanschauung des Mutes. Sie bangten nicht, daß unsere höchsten All- und Menschheitswerte leiden könnten durch ein Knöchelchen, das etwa den Menschen in seiner Vergangenheit vor Jahrhunderttausenden noch mit dem Tier verknüpfen könnte. Goethe, der vor dem Zwischenkiefer beim Menschen keine Angst hatte, Schiller und Herder, die sich mit ihm über seine Entdeckung hier freuten — er und die anderen hätten auch vor dem Neanderthalschädel oder dem Pithekanthropus keine Angst gehabt, um den jetzt gewisse Gegner sich verzweifelt plagen, als stände oder fiele mit diesen paar Knöchelchen aller Idealismus in der Welt. Die idealistische Weltanschauung jener Männer wurzelte tiefer, als daß ein prähistorisches Knöchelchen sie erschüttern konnte! Und diese Kraft möchte ich vor allem als Schuß Goetheblut in der Entwicklungslehre haben. Die stille Klärung aber, die es dahin bringen soll, auch sie würde schwer geschädigt werden durch jeden groben Gewaltschlag gegen das Ganze im Moment. Wegen der Störung dieses Entwicklungsprozesses würde ich solchen Schlag ganz besonders bedauern und seinen Urhebern eine *schwere Schuld am Idealismus* beimessen.

Ich weiß, was man hier noch sagen kann. Es knüpft an bei dem schon Erwähnten. Man will nicht gegen den Geist streiten, sondern nur gegen die Volksverführer. Das Volk sei noch nicht reif. Deswegen müßte die allzu freie Lehre vorsichtig beengt werden. Ein alter Text. Er scheitert in seiner Beweiskraft immer wieder an der alten Tatsache, daß das Ringen um eine Weltanschauung, die das Leben zugleich vertieft und erträglich macht, nicht bloß eine Lebensäußerung von ein paar Hochgebildeten ausmacht. Weltanschauung ist ja nur ein moderner Ausdruck für das ursprünglich Echteste in dem Begriff Religion. Religiöses Empfinden bindet sich aber

— glücklicherweise — nicht an Stände und Steuerklassen. Wenn es heute heißt: dem Volke, das heißt dem „niederen gemeinen Volke", soll „die Religion erhalten werden", so heißt das nichts anderes, als dieses Volk soll eine ältere, zerbröckelnde, veraltete Form der Weltanschauung behalten, während die moderne, unserer Kultur angemessene bei den oberen Zehntausend allein blühen soll. Das kommt mir vor, wie wenn es heißen sollte: der Arbeiter soll noch mit dem alten Postwagen fahren, während der Reiche die Elektrische benutzen darf. Die Sache liegt umgekehrt. Die moderne Technik wird unten rascher fühlbar als oben. Warum sollen die modernen Ideen über die höchsten Fragen nicht ebenfalls sich das Recht des Eindringens nehmen? Wenn das Denken über diese Dinge und die Sehnsucht nur ein Produkt der behaglichen Ruhe und höchsten Befriedigung wäre, hätten sie überhaupt nie in der Welt angefangen. Denn das Untere, das Bedrängte, die Not und die Notarbeit sind älter als das Leben auf dem Gipfel und in der Sonne. Daß eine neue Weltauffassung, die irgendwie an die Entwicklungslehre sich anschließt, heute außerordentliche Fortschritte in die gesamte Volksmasse hinein macht, ist zweifellos. Hier läßt sich überhaupt nichts mehr hemmen, es sei denn, wir schafften alle Kulturtechnik, alle Bücher, alle Zeitungen, kurz das moderne Leben selbst wieder ab. Und in dieser Ausbreitung eines frischen Keimstoffs für Weltideen und Lebensvertiefung liegt an sich (bei dem ungeheuren Stagnieren abgenutzter Ideenflächen des älteren religiösen Materials, das eben auch einfach ein Faktum ist) auf jeden Fall etwas Gutes, einerlei wie hoch nun schon der Vollwert der neuen Ideen selbst sei. Denn jeder Mensch mehr, der zu diesem Weltanschauungserlebnis geweckt wird, in dem sich das große Erwachen für dieses vertiefte Menschentum für ein Individuum mehr vollzieht, ist schlechtweg ein Zuwachs für unsere Kultur, den jede Religion, jede Weltauffassung als solchen als Gewinn begrüßen sollte. Ist die Erweckung erst einmal erfolgt, so kann sich ja dann zeigen, welche Farbe aus jener vertiefteren Welt ihn erobern soll, eine alte oder eine neue. Wenn es aber heißt, eine Weltanschauung im Anschluß an die Entwicklungslehre könne so besonders leicht in der Volksmasse zu irrigen Folgerungen führen, weil hier speziell Tatsachen der modernen Naturwissenschaft in Frage kämen, gerade die naturwissenschaftliche Volksbildung am bösesten aber im argen liege, — so frage ich: warum haben wir denn diesen Zustand dieser Volksbildung? Wir heute, — im Zeitalter der Naturwissenschaft? Er jetzt ist, notabene, ganz und gar kein böses Privileg erst der unteren Volksklassen. So gut, wie die Sehnsucht nach Weltanschauung heute, wie stets, durch alle Volksschichten geht, so reicht er ebenfalls durch alle bis in die allerobersten hinein. Wo sind nun bisher die wirklich wirksamen Staatshilfen für naturwissenschaftlichen Unterricht, naturwissenschaftliche Lehre in jeder Form? Man wird mir vielleicht ein gewisses praktisches Urteil auf Grund langjährigen Spezialstudiums gerade dieser offiziellen Leistungen wohl zugestehen. Nun, ich stehe immer wieder erstaunt, wie wenig auch bei wohlwollenden Absichten von oben her und offiziell hier bisher geleistet ist, welche Ketten von Mißgriffen und Mißexperimenten überall vor Augen sind, wie ausgesucht gerade nicht die springenden Punkte erfaßt sind, wie sehr es an Ideen, an praktischer Erfahrung, an Persönlichkeiten mangelt. Ich weiß wohl, daß man entgegen hält: es könne nicht alles auf einmal kommen, die Naturforschung sei uns allen zu jäh über den Kopf gewachsen, ganz neu müßten erst die nötigen Hilfen

geschaffen werden, es gingen andere große Fragen vor. Wenn aber hier eingestanden die Voraussetzung, die man selbst erst erfüllen sollte, retardiert, was hieße es dann, aus dieser eigenen vorläufigen Unterlassungssünde einen Strick drehen für alle Versuche vorläufiger Selbsthilfen? Denn im Punkte der reinen naturwissenschaftlichen Tatsachenbelehrung stecken in all jenen beanstandeten Büchern Selbsthilfen. In ungezählten Hörern ist Sehnsucht nach einer neuen, unserem Kulturstande angemessenen Weltanschauung. Dem stehen starke denkende Individualitäten gegenüber, die etwas in diesem Punkte zu sagen haben. Es kann aber nur gesagt und verstanden werden (das ist eben ein Spezifikum unserer Zeit) unter Bezugnahme auf eine gewisse Zahl wissenschaftlicher Entdeckungen oder Vermutungen. Die Volksbildung liefert diesen Hilfswert zurzeit nicht. So tritt die Selbsthilfe ein, daß der Betreffende zugleich Lehrer auch in diesen Dingen wird. Mag sein, daß das seine Gefahren hat. Individuelle Färbung (um die allerdings zuletzt ja kein noch so objektiver Lehrer ganz herumkommt) muß hineinspielen. Gegen diesen Schaden (den der hohe Wert der starken Persönlichkeit aber allein eigentlich schon aufhebt) sehe ich den besten Schutz in möglichster Freiheit zahlreicher Experimente dieser Art. Es muß Material gegeben werden für freie Auslese im Sinne Darwins. Das Beste muß sich durchsetzen, die Harmonie sich aus dem freien Ueberfluß der Bewegungen ergeben. Geben wir dem positiven Experiment die denkbar größte Bewegungsfreiheit. Vergessen wir selbst dem schwachen Versuch gegenüber nicht, daß er auf alle Fälle zur Weltanschauungssehnsucht überhaupt erwecken hilft. Dieser Gewinn kommt dann zuletzt jedenfalls summiert dem zugute, was sich in der endlichen geistigen Auslese als das auch sachlich beste erweist. Und vergessen wir nicht, daß gerade zu diesem Erwecken die starke Persönlichkeit von unersetzlichem Werte ist, mag sie auch noch so sehr ihre sachlichen Einseitigkeiten haben. Und fühlen wir, wenn ja ein Schaden fühlbar wird, in erster Linie unser Gewissen klopfen, das uns sagt, wie alle diese Selbsthilfen einstweilen unumgänglich nötig sind, weil wir von oben und gemeinsam und offiziell — sagen wir immerhin entschuldigend aus Notgründen — noch nichts Richtiges an allgemeiner Volksbildung für das hier wichtige Material tun konnten. Auch dann aber vertrauen wir dem großen Prinzip der allmählichen Selbstauslese des Besseren. Werfen wir, anstatt ein ebenso wertloses wie unberechtigtes „Du sollst nicht!“ in das freie Spiel der Dinge zu schmettern, das Positive allerorten und auf allen Gassen in den Sturm und warten ab, was dauert. Ich, meinesteils, glaube auf jeden Fall, daß eines dauern wird: eine gefestigte idealistische Weltanschauung.

Die Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten.

Von Regierungsrat Rudolf Martin.

In immer steigendem Maße wird die Notwendigkeit einer endgültigen Ordnung der Reichsfinanzen zur Frage des Tages. Der Kampf um die Reichsfinanzreform wird nicht nur in dem kommenden Winter, sondern wahrscheinlich noch länger hinaus zum Mittelpunkte unserer inneren Politik werden. Die Lage der Reichsfinanzen ist schlecht. Will man aber in objektiver Weise die Reichsfinanzen prüfen, so muß man auch die Finanzen der Einzelstaaten ins Auge fassen. Die Finanzen des Reiches und der Bundesstaaten sind fest auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Die Reichsverfassung hat den Bundesstaaten die Pflicht auferlegt, durch Matrikularbeiträge alljährlich das Defizit des Reiches zu decken.

Seit dem Jahre 1879 hat die Reichsgesetzgebung durch eine Reihe von Gesetzen dem Reiche die Pflicht auferlegt, gewisse Einnahmen entweder ganz oder teilweise den Einzelstaaten zu überweisen. Ein Vergleich der Matrikularbeiträge und der Ueberweisungen zunächst in dem Voranschlag des Reiches und später in den definitiven Abrechnungen ergibt, ob den Einzelstaaten ein Guthaben an Ueberweisungen für das betreffende Jahr zusteht, oder ob sie durch Ueberweisungen nicht gedeckte Matrikularbeiträge an das Reich zu zahlen haben. In der Zeit von 1883 bis 1892 überwogen ohne Unterbrechung die Ueberweisungen des Reiches die Matrikularbeiträge. Die Einzelstaaten waren also in der glücklichen Lage, Jahr für Jahr eine Zahlung vom Reich zu erhalten. Seit dem Jahre 1899 überwiegen regelmäßig die Matrikularbeiträge. Daher haben die Einzelstaaten seit dem Jahre 1899 Jahr für Jahr dem Reiche eine nicht unerhebliche Zahlung an ungedeckten Matrikularbeiträgen zu leisten, die in den letzten Jahren mehrfach eine drückende Höhe hatten. Im Jahre 1908/09 sind nach dem Voranschlag des Reichsetats den Einzelstaaten sogar 124 Millionen Mark Matrikularbeiträge zugedacht, während gleichzeitig das Reich 260 Millionen Mark neuer Anleihen aufnehmen muß.

Da nach Veröffentlichung des Voranschlags für das Jahr 1908/09 sich die Einnahme aus der Zuckersteuer um 35 Millionen Mark vermindert hat und die Erhöhung der Beamtengehälter wenigstens für den Herbst mit rückwirkender Kraft auf den ersten April 1908 in Aussicht genommen worden ist, so hat sich das Defizit des Voranschlags noch bedeutend erhöht. Wahrscheinlich dürften die Matrikularbeiträge erhöht und die aufzunehmenden Anleihen bedeutend vergrößert werden. Je größer die Schulden des Reiches werden, um so mehr wächst die jährliche Zinsenlast des Reiches an, die gegenwärtig schon 156 Millionen Mark zur Verzinsung einer Schuld von $4^1/_4$ Milliarden Mark beträgt. Neuerdings hat man die Notwendigkeit einer Tilgung der in so ungeheuerem Maße angeschwollenen Reichsschuld eingesehen. Im Jahre 1908 sollte mit der jährlichen Tilgung in Höhe von $^3/_5$ vom Tausend des jeweiligen Bestandes der Reichsschuld begonnen werden. Die Verzinsung und die Tilgung der Reichsschuld erhöhen den Betrag der ungedeckten Matrikularbeiträge und verschlechtern die finanzielle Lage der Einzelstaaten.

Am meisten wird die Balancierung des Etats der Einzelstaaten in Zukunft dadurch gefährdet, daß die Einnahmen des Reiches nicht Schritt halten mit den Ausgaben des Reiches. Die Haupteinnahme des Reiches besteht in den Zöllen und Verbrauchssteuern. Daneben kommen die Ueberschüsse der Post- und Telegraphenverwaltung und die Reichsstempelabgaben als Haupteinnahmen in Betracht. Diese Einnahmen nehmen mit dem Anwachsen der Bevölkerung und dem Steigen des Wohlstandes und Verkehrs zu. Aber sie bleiben hinter dem Anschwellen der Ausgaben zurück. Die Ausgaben des Reiches für das Heer sind von 364 Millionen im Jahre 1875 auf 705 Millionen im Jahre 1905 und auf 949 Mill. Mark im Voranschlag des Jahres 1908 angeschwollen. Die Ausgaben für die Marine sind von 49 Millionen im Jahre 1875 auf 248 Millionen Mark im Jahre 1905 und 358 Millionen Mark im Voranschlag des Jahres 1908 angeschwollen. Die Bevölkerung des deutschen Reiches stieg von 42,5 Millionen Köpfen im Jahre 1875 auf nur $62^1/_2$ Millionen im Jahre 1908. Die Bevölkerung hat sich also in der Zeit von 1875 auf 1908 noch nicht um die Hälfte vermehrt. Die gesamten Ausgaben des Reiches aber sind von 634 Millionen Mark im Jahre 1875 auf 2750 Millionen Mark im Jahre 1908 gestiegen und haben sich somit mehr als vervierfacht. Wahrscheinlich werden auch in Zukunft die Ausgaben des Reiches weit schneller wachsen als die Bevölkerung.

Es gibt nur sehr wenig Personen, welche ein ungefähr richtiges Bild der Staatsfinanzen in Deutschland haben. Aus verschiedenen Gründen ist das Finanzwesen in Deutschland ungewöhnlich kompliziert. Ein Ausländer kann die Finanzverhältnisse des deutschen Reiches und der Bundesstaaten kaum begreifen. Nicht nur die Politik und das Staatsrecht, sondern auch das Finanzwesen wird in großem Maße dadurch beeinflußt, daß Deutschland ein Bundesstaat ist mit 25 Einzelstaaten. Eine andere Eigentümlichkeit Deutschlands im Vergleich zum Auslande auf finanziellem Gebiet ist der große Staatsbesitz und dementsprechend der breite Raum, welchen die Erwerbseinkünfte unter den gesamten Einnahmen der deutschen Bundesstaaten einnehmen.

In Deutschland (Reich und Bundesstaaten zusammen) sind 52,94 % der gesamten Einnahmen des Staates Erwerbseinkünfte gegenüber von 9,65 % in Frankreich und 12,81 % in Großbritannien. Der Rohertrag der Erwerbseinkünfte beziffert sich in Deutschland auf nicht weniger als 3,8 Milliarden Mark gegenüber nur 518 Millionen Mark in Großbritannien und 286 Millionen Mark in Frankreich. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Gesamtlast an Steuern und Abgaben in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1906 nur 34,70 Mark gegenüber 63,19 Mark in Frankreich und 66,45

Mark in Großbritannien betrug. Der Franzose und Engländer ist also durch Steuern aller Art nahezu doppelt so stark belastet als der Deutsche. Man liest und hört oft, daß Bier, Tabak und Branntwein in Deutschland noch viel mehr besteuert werden könne im Vergleich zu England, Frankreich und anderen Ländern. Das ist richtig, aber das gleiche gilt von den direkten Steuern und allen anderen Arten von Steuern. Die riesenhaften Erwerbsanstalten wie die Eisenbahnen, Bergwerke, Domänen und Forsten liefern eben in Deutschland den Hauptteil der gesamten Einnahmen des Staates, besonders in den Bundesstaaten und zu einem viel kleineren Teil auch im Reiche. Da Deutschland ein Land des Schutzzolles ist, glauben die Engländer regelmäßig, daß in Deutschland die Zölle das Volk mehr belasten als in Großbritannien. Das ist aber ein Irrtum. An Zöllen allein kommen auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1906 in Großbritannien 17,13 Mark, in den Vereinigten Staaten von Amerika 16,55 Mark, in Deutschland aber nur 10,34 Mark. An Zöllen und Verbrauchssteuern zusammen kommen pro Kopf der Bevölkerung in Großbritannien 35,12 Mark, in Frankreich 32,74 Mark, in Deutschland nur 19,49 Mark. Bei den vorgenannten Erwerbseinkünften und ebenso bei den Zöllen handelt es sich immer um die Roherträge. Daher soll es nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, daß der Reinertrag der Erwerbsanstalten des Staates im Reich und den Bundesstaaten zusammen im Jahre 1906 etwas mehr als eine Milliarde Mark betrug. Hiervon kamen 696 Millionen Mark aus den Staatseisenbahnen. In Deutschland bleiben also 26,7 % der Roheinnahmen aus Erwerbseinkünften als Reineinnahme übrig. In keinem anderen Staate der Welt bringt die Einkommensteuer so viel wie in dem Reiche Großbritannien. Während sich nun aber der Rohertrag der britischen Einkommensteuer auf nur 628 Millionen Mark im Jahre 1906 beläuft, beziffert sich in dem gleichen Jahr der Reinertrag der Erwerbseinkünfte des Reiches und der Bundesstaaten zusammen auf nicht weniger als 1015 Millionen Mark. Kein Engländer wird bestreiten können, daß die Finanzen in Deutschland (Reich und Bundesstaaten zusammen genommen) geradezu beneidenswerte sind.

Es gibt kaum irgend jemand in Deutschland und in England, der nicht davon überzeugt wäre, daß die englische Kriegsflotte stets um vieles größer sein wird als die deutsche, weil England viel mehr Geld habe als Deutschland. Von allen denen, welche die Zahlungsfähigkeit Englands im Vergleich zu Deutschland bewundern, ahnt wohl niemand, daß die Staatseinnahmen Großbritanniens sich nicht entfernt mit denen Deutschlands messen können. Die gesamten Staatseinnahmen Großbritanniens betrugen im Jahre 1906 4052 Millionen Mark, während sich die Staatseinnahmen des Reiches und der Bundesstaaten Deutschlands zusammen auf 7176 Millionen Mark beliefen. Nun hatte Deutschland im Jahre 1906 rund 61 Millionen Einwohner gegenüber 41½ Millionen in Großbritannien. Aber auch auf den Kopf der Bevölkerung entfallen in dem reichen Großbritannien nur 97,74 Mark an Staatseinnahmen gegenüber 118,35 Mark in Deutschland. Allerdings bedarf diese Berechnung, welche sich in dem Buch des Oberregierungsrates Friedrich Zahn „Die Finanzen der Großmächte“ auf Seite 10 findet, einer Erläuterung. In den riesenhaften Einnahmen Deutschlands in Höhe von 7176 Millionen Mark steckt eine Doppelzählung aus Anlaß der Matrikularbeiträge und Ueberweisungen in Höhe von nahezu ½ Milliarde Mark. Es verbleibt aber immerhin der außerordentlich hohe Betrag von nahezu 6,7 Milliarden Mark deutscher Gesamteinnahmen, gegenüber 4250 Millionen Mark britischer Gesamteinnahmen. Da sich die Bevölkerung Großbritanniens zu der Deutschlands wie 41 zu 61 verhält, während sich die Einnahmen Großbritanniens zu denen Deutschlands wie rund 41 zu rund 67 verhalten, so sind die Einnahmen des Staates in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung in jedem Falle bedeutend höher als in Großbritannien. Nun stecken allerdings in diesen Einnahmen Deutschlands nicht weniger als 3,8 Milliarden Mark Roherträge der Erwerbsanstalten gegenüber nur 519 Millionen Mark solcher Roherträge von Erwerbsanstalten in Großbritannien. Wenn man annimmt, daß auch in Großbritannien die Reinerträge der Erwerbsanstalten rund ein Viertel der Roherträge ausmacht, wie in Deutschland, so würde der Reinertrag der Erwerbsanstalten in Großbritannien in Höhe von 130 Millionen Mark einem Reinertrag der Erwerbsanstalten in Deutschland in Höhe von einer Milliarde Mark in den Staatsbudgets sich gegenüberstehen. Man müßte aus diesen Erwägungen die Einnahmen Großbritanniens auf 3660 Millionen Mark und die Einnahmen Deutschlands auf 3,9 Milliarden Mark beziffern, um vergleichbare Zahlen zu erhalten. Aber auch in diesem Falle überragt das Staatseinkommen in Deutschland noch beträchtlich das Staatseinkommen in Großbritannien. Nur würde pro Kopf der Bevölkerung nach dieser ungefähren Herstellung des Reineinkommens des Staatsbudgets das britische Budget größere Erträge aufzuweisen haben. Für die Höhe der Ausgaben in militärischer Hinsicht ist aber nicht

die Staatseinnahme pro Kopf der Bevölkerung, sondern die Gesamtsumme der Staatseinnahmen das wichtigere. Die großen Einnahmen von einer Milliarde Mark Reinertrag aus den Erwerbsanstalten der Bundesstaaten und des Reiches kommen den staatlichen Kassen zugute, ohne daß sie irgend jemand in Deutschland bedrücken. Die Aufbringung des Staatsbedarfes vollzieht sich in Deutschland mit größerer Schonung der finanziellen Kräfte des Privatmannes oder Steuerzahlers als in Großbritannien. Da der Deutsche durchschnittlich nur 34,70 Mark an Steuern und Abgaben im Jahre aufzubringen hat, während der Engländer mit 66,45 Mark belastet ist, so ist trotz des größeren Reichtums Großbritanniens noch ein gewaltiger Spielraum zur Erhöhung der Steuerlast in Deutschland vorhanden.

Deutschland gibt für Heer und Flotte jährlich 1032 Millionen Mark oder 17 Mark pro Kopf aus, dagegen Frankreich 835 Millionen Mark oder 21 Mark pro Kopf und England 1268 Millionen Mark oder 31 Mark pro Kopf. Für die Flotte allein gab Großbritannien im Jahre 1906 679 Millionen Mark oder 16,39 Mark pro Kopf aus, während die Flottenausgaben Deutschlands sich nur auf 266,7 Mill. Mark oder 4,40 Mark pro Kopf beliefen. Eine bedeutende Vermehrung der Flottenausgaben in Deutschland würde also keineswegs über die wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte der deutschen Nation hinausgehen.

Es gibt keinen Zweifel darüber, daß auf dieser Erde kein Reich existiert, welches sich so gewaltiger Staatseinnahmen erfreut als Deutschland. Noch weniger aber gibt es ein Staatswesen, in dem die Staatseinnahmen so leicht und ohne Bedrückung durch Steuern aufgebracht werden als in Deutschland. Wo aber bleibt dieser Goldregen, da wir doch weniger für Heer und Flotte ausgeben als Großbritannien? In Deutschland kostet die Verwaltung ein ganz enormes Geld. Das Vorhandensein von nicht weniger als 25 Staaten mit ihren Regierungen, Ministerien und Verwaltungsbehörden verschlingt einen ansehnlichen Teil unserer reichen Staatseinnahmen. Das Interesse der nationalen Landesverteidigung gebietet uns sparsamer zu wirtschaften.

Die 25 Einzelstaaten sind historisch überkommen und werden bestehen bleiben. Aber an ihrer Verwaltung lassen sich ungeheuere Ersparnisse erzielen. In meinem soeben erschienenen Buche „Die Zukunft Deutschlands“ (Leipzig, Verlag von E. L. Hirschfeld) habe ich eingehend dargelegt, in welcher Weise die Einzelstaaten und das Reich zu einer billigeren Wirtschaft gelangen können, und welche Fehler in der Vergangenheit gemacht worden sind. Auch habe ich versucht, den Weg zu zeigen, wie das Reich und die Einzelstaaten zu einer bedeutenden Vermehrung ihrer Einnahmen gelangen können, ohne einen empfindlichen Steuerdruck auf die breiten Massen der Bevölkerung auszuüben.

Wie noch nie zuvor, so ist gegenwärtig die deutsche Nation von dem Entschlusse beseelt, die Ordnung der Reichsfinanzen zu einer endgültigen zu machen. Die kommende Reichsfinanzreform muß vor allem bestrebt sein, den Baufehler des deutschen Reiches zu beseitigen, aus dem die Zerrüttung der Reichsfinanzen hervorgegangen ist. Es war verkehrt, von dem Reichstage des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts zu verlangen, daß er ausschließlich durch indirekte Steuern den riesenhaft anschwellenden Bedarf des Reiches decken solle. Die Einführung direkter Reichssteuern, die Ausdehnung der Reichserbschaftssteuer auf Kinder und Ehegatten, die Beschränkung des gesetzlichen Erbrechts auf nahe Verwandte einschließlich der Geschwister und Geschwisterkinder und sodann eine mäßige Erhöhung der indirekten Steuern auf Bier, Branntwein und Tabak sind die gegebenen Mittel nicht nur zur Füllung der Reichskasse, sondern auch zur Aufbesserung der finanziellen Lage der Einzelstaaten und Gemeinden. Von besonderer Bedeutung ist die Einführung einer Reichseinkommensteuer und Reichsvermögenssteuer für den Fall eines Krieges. Die Matrikularbeiträge müssen tatsächlich, wenn auch nicht rechtlich beseitigt und die seit dem Jahre 1900 aufgenommenen Schulden des Reiches in Höhe von durchschnittlich 228 Millionen Mark jährlich so schnell als möglich getilgt werden. Die gegenwärtige Reichsschuld von $4^1/_4$ Milliarden Mark verhindert im Kriegsfalle die schnelle und leichte Aufnahme der Kriegsanleihen durch das Reich.

Seit Begründung des Reiches haben sich die Einzelstaaten einer endgültigen Ordnung der Reichsfinanzen widersetzt. Jetzt ist das Reich mit einer jährlichen Zinsenlast von 156 Mill. Mark beschwert, deren Aufbringung durch Matrikularbeiträge den Einzelstaaten kaum mehr möglich ist. Heut wissen die Einzelstaaten, daß sie einen großen Fehler begingen, als sie im Jahre 1875 den Plan des Fürsten Bismarck, alle deutschen Eisenbahnen zugunsten des Reiches zu verstaatlichen, vereitelten.

Fürst Bismarck hat bereits in seiner Reichstagsrede über die Reichsfinanzreform am 22. November 1875 darauf hingewiesen, daß

die Herstellung der finanziellen Selbständigkeit des Reiches eine Herkulesarbeit sei, zu der nicht ein Herkules, sondern eine ganze Kompagnie von dieser Sorte gehörte. Seitdem hat sich nicht nur das Nationaleinkommen und Nationalvermögen, sondern auch das Staatseinkommen des Reiches und der Bundesstaaten außerordentlich vergrößert. Dessenungeachtet sind die finanziellen Verlegenheiten des Reiches und der meisten Einzelstaaten heut ärger denn je. Je offener wir uns die Mängel, an denen die Finanzwirtschaft des Reiches und der Einzelstaaten leidet, eingestehen, um so leichter ist es, Abhilfe zu schaffen.

Ceyloner Reiseeindrücke.

Von Andrew Carnegie.

Die ganze Zeit schon hatte ich das Kirchenlied „Von Grönlands eisigen Bergen" vor mich hingesummt, als wir uns beim Mondenschein der „würzigen Insel" näherten. Die Strophe, die von Ceylon spricht, war das einzige, was ich über diese Insel wußte, aber oft hatte ich sie auf Missionsversammlungen mitgesungen und dabei den Missionar, der bei den Heiden gewesen, wie ein Wundertier angestaunt. Ich fragte meinen ceylonesischen Führer, ob er schon unser populärstes Missionslied gehört habe: „So heißt es von Eurer schönen Insel:

Was nützt's, ob auch die würz'ge Brise
sanft über Ceylons Insel weht,
ob jeder Blick in Schönheit schwelgt,
wenn dort der Mensch so schlecht!
Umsonst hat Gott in seiner Güte
verschwendrisch seine Gaben ausgestreut:
Der Heide beugt in seiner Blindheit sich
vor Holz und Steingebilden!

Nun was meinst Du von dieser Beschreibung?" Er gab zur Antwort: „Der Verfasser des Liedes war ein dummer Narr, in meinem Lande gibt es keinen Mann, kein Weib oder Kind, das nicht wüßte, daß man sich nur vor der Macht Gottes beugen dürfe!" „Ja", sagte ich, „früher glaubte ich auch solch törichtes Zeug, und Millionen von Menschen tun es noch heute; die guten Knaben und Mädchen bei uns sparen ihre Pfennige zusammen und schicken sie den Missionaren, damit sie den Heiden sagen sollen, wie töricht und wie sündhaft es sei, Götzenbilder anzubeten, und wie böse der wahre Gott darüber sein müsse, wenn man etwas anderes anbetet als ihn selbst." Er meinte, Amerika müsse ein sehr merkwürdiges Land sein, er möchte es sehr gerne einmal besuchen, um sich solch komische Leute einmal anzusehen. Ich gab ihm meine Adresse und versprach ihm, ihn in eine Missionsversammlung mitnehmen zu wollen, wo er die besten und frömmsten Menschen sehen würde, die alle sehr eifrig besorgt sind um die Götzendiener in Ceylon. Das eine darf wohl als Wahrheit ausgesprochen werden, daß in der Welt kaum ein menschliches Wesen auf einer so niedrigen Kulturstufe steht, daß es nicht weiß, daß der Gegenstand, den es verehrt, nur das Symbol einer höheren unsichtbaren Macht ist. Was dem Christen

das Kreuz ist, das ist dem andern das Bild — nicht mehr, und die Verehrung beider Symbole gilt dem Unsichtbaren über uns. Ich versuchte die verletzten Gefühle meines Führers zu besänftigen, indem ich ihm sagte, das sei nur eine dichterische Freiheit gewesen, aber er blieb dabei, daß der Bischof Heber, der Verfasser des Liedes, seinem geliebten Ceylon unrecht getan und über Dinge geschrieben habe, von denen er nichts verstand.

Die Religion in Ceylon ist der Buddhismus, und zwar in seiner strengsten Form. Als die Ceylonesen die Oberhoheit Englands anerkannten, machten sie zur Bedingung, daß ihre Religion mit allen ihren Rechten und Privilegien, ebenso alle ihre Klöster und Heiligtümer mit allem, was dazu gehört, für heilig und unverletzlich gehalten werden solle. Die reinen und einfachen Lehren Buddhas leben da in den Herzen des Volkes fort und stehen da als das edelste Denkmal ihres Stifters, obgleich der Kult von seiten der Regierung nicht den geringsten Zuschuß erhält. Die Tötung irgend eines Lebewesens, Lüge, Unmäßigkeit, Unehrlichkeit, Zorn, Stolz, Neid ist streng verboten als unvereinbar mit dem innersten Wesen des Buddhismus, der seinen Anhängern Uebung der Reinheit, Dankbarkeit, Zufriedenheit, Mäßigkeit, Verzeihung der Beleidigungen, Geduld und frohen Sinn anempfiehlt. Als Buddhas Priester gelten nur solche, die rechtmäßig ordiniert sind und das Zölibat gelobt haben; wie in der christlichen Religion steht auch der niedrigsten Klasse der Weg zum Priestertume offen.

Die Fahrt von dem kleinen Hafen Galle nach Colombo, der Hauptstadt des Landes, ist einer der schönsten Genüsse, die es gibt. Die Straße ist wie der schönste unserer Parkwege, und so sind alle Straßen auf Ceylon. An der felsigen Küste entlang windet sie sich durch Kokospflanzungen und Betelnußwälder. Den ganzen Weg entlang stehen die Hütten der Eingeborenen, die bei irgendeinem Verwertungsprozeß der Kokosnuß beschäftigt sind, denn alles wird an dieser Frucht ausgenutzt: aus der Rinde werden Matten und Seile geflochten, aus den Kernen wird Oel gepreßt, die Milch ist ein frischer Trunk zu jeder Mahlzeit. Hie und da kommen wir an einer Schar Fischer vorbei, die ihre ungeheuren, mehrere Morgen See bedeckenden Netze aus dem Wasser ziehen. Ich kann mir kaum einen malerischeren Anblick denken als diese Fischer, wie sie zu Hunderten an den Netzen ziehen, während am Strande Frauen und Kinder in buntfarbenen Gewändern auf den Fang warten. Ein Maler sollte nach Ceylon kommen und die „Fischer auf der Insel Ceylon" malen. Der Straßenbau soll auf Ceylon 40000 Mark die englische Meile gekostet haben — um diesen Preis kann man bei uns im Westen eine Bahn bauen. Eine Bahn führt von Colombo durch die Berge zu den Kaffeedistrikten nach Kandy, der Sommerhauptstadt, wohin sich die Regierung in der heißen Jahreszeit begibt.

Die würzige Insel erfreut sich in Kaffee und in einigen Gewürzen, besonders in Zimmet, eines gewissen Monopols. Javakaffee gilt in Ceylon als minderwertig;

wohl hält man den arabischen, der um Mekka wächst, für den besten, aber viel Kaffee, der unter der Marke Mekka geht, ist tatsächlich auf Ceylon gewachsen. Männer erhalten auf diesen Kaffeeplantagen 75 Pfennige, Frauen 60 Pfennige täglich. Wir lernten einige Pflanzer kennen: durchweg ganz junge unternehmende Engländer, denen die Plantagen entweder zu Eigentum gehören oder die sie für ihre Verwandten bewirtschaften. Sie führen dort ein sehr angenehmes Leben, denn das Klima ist den größten Teil des Jahres sehr günstig, und ein Europäer kann sich da einer ebenso guten Gesundheit erfreuen als zu Hause. Wird im Sommer die Hitze zu groß, geht man in die Berge. Der rationelle Kaffeeanbau hat erst im Jahre 1824 begonnen, doch gibt es heut mehr als 1200 Kaffeeplantagen, und der Wert der jährlichen Ausfuhr beträgt über 80 Millionen. Ein Beweis für die Intelligenz der Ceyloner Pflanzer ist auch die Tatsache, daß sie Chemiker haben, die den Boden untersuchen, für welche Fruchtarten er sich besonders eignet; unter ihrer Oberaufsicht werden viele Versuche mit neuen Anpflanzungen gemacht. Auf diesem Gebiete kann heutzutage nichts hochgebracht werden ohne die Mithilfe eines Chemikers, und die Zeit ist, wie ich glaube, nicht mehr fern, wo unsere Landwirte nach der Anleitung des Chemikers arbeiten werden, wie heute wir Stahlfabrikanten.

Ceylon kann uns manche Lehren geben. Im ganzen Lande ist der Branntweinhandel Monopol der Regierung. Nur wenige Brenner, die eingeschrieben sind, dürfen brennen, sie dürfen den Branntwein nur en gros auf den Markt bringen, während der Detailhandel auf gewisse Lokale beschränkt ist, die jedes Jahr an die Meistbietenden verpachtet werden. Für Trunkenheit und Ruhestörungen sind die Pächter verantwortlich. Ich möchte mich nicht gern in politische Erörterungen einlassen, vor allem nicht über die Vorzüge des Frei- und Schutzhandels, aber ich muß gestehen, daß ich sehr erstaunt war, als ich fand, daß ein Fünftel aller Einkünfte der Regierung aus den Steuern auf notwendige Lebensmittel fließen: davon zwei Drittel aus den Zöllen auf eingeführten Reis, das Hauptnahrungsmittel des Volkes, und das andere Drittel aus der Besteuerung des einheimischen Getreides.

Die Perlenfischerei von Ceylon ist berühmt, ebenso sein Reichtum an Rubinen, Saphiren und Katzenaugen. Von dem Augenblicke an, wo der Reisende landet, bis zu dem, wo sein Dampfer abfährt, wird er von Händlern überlaufen, die ihm kostbare Steine um wenige Rupien anbieten, für die er in New York oder London Hunderte von Dollars zahlen müßte. Aber den Käufern von solchen Edelsteinen wird es wohl ebenso ergehen wie jenem, der Gold billig gekauft hatte. Die Perlenfischerei ist Regierungsmonopol, jeder Taucher muß die Hälfte der Muscheln abliefern, die andere darf er für sich behalten. Die Regierung verkauft diese Muscheln an die Meistbietenden, immer 1000 auf einmal. Man kann sich kein aufregenderes Glücksspiel denken, als wenn diese Eingeborenen die Schalen öffnen und jedesmal eine Perle zu finden hoffen, die ein Vermögen wert ist. Wohl 60 bis 80 Klafter tief steigen

die Taucher in die Tiefe, 40 bis 50mal am Tage, und können 1 bis $1^1/_2$ Minuten unter Wasser bleiben. So hat durch Tausende von Jahren jede Generation immer dasselbe Handwerk betrieben, und nach dem Gesetz der anererbten Tendenzen könnten diese Eingeborenen wohl wieder auf den Amphibienzustand zurückgelangen und uns so ein Beispiel von Rückbildung geben. Die Erträgnisse der Perlenfischerei nehmen von Jahr zu Jahr ab. Im Jahre 1798 brachte die Verpachtung 3 Millionen, heute bringt der Eigenbetrieb nur 145000 M. Die Regierung hatte auch einen Naturforscher zu dem besonderen Zwecke angestellt, die Lebensweise der Perlauster zu erforschen, aber nach fünfjährigem Studium wußte er über sie wenig mehr als vorher. Vielleicht kommt einmal ein Genius, der diese Frage löst, denn die Wissenschaft kann wohl zwanzigmal Niederlagen erleiden, aber sie rastet nicht, bis sie die Wahrheit gefunden hat. Man nimmt an, daß die Auster im siebenten Jahre ihre Reife bekommt, daß in diesem Jahre ihre Perle die volle Größe und Leuchtkraft besitzt. Wird die Auster nicht in diesem Jahre gefangen, so stirbt sie und wir verlieren die Perle. Wie viele dieser Juwelen mögen so in den Tiefen des Ozeans sich wieder in ihre ursprünglichen Bestandteile auflösen, vielleicht kommt auf eine gewonnene Perle eine Million verlorener. Manchmal verlassen diese kostbaren Tiere auf Jahre ihr Bett: so gab es einmal von 1768 bis 1796 keine Perlenfischerei. — Ich habe einmal gehört, daß man in China künstlich Perlen sich bilden lassen wollte, indem man Fremdkörper zwischen Schale und Körper von Süßwassermollusken brachte, die das Tier mit einer Perlmassenablagerung umgab. Auch der berühmte Linné bekam 10000 M. von der schwedischen Regierung für ähnliche Versuche, er hatte aber keinen Erfolg. Aber einmal werden die Menschen noch dahin gelangen, Perlen aus Austerkulturen zu ziehen, wie wir uns jetzt Eier von Hühnern legen lassen, vorausgesetzt, daß der Mensch der Zukunft nicht jeden Schmuck als barbarisch betrachten wird. Sicherlich besteht eine Tendenz nach dieser Richtung hin. Je tiefer die Menschen stehen, desto mehr Schmuck tragen sie: schwere Armbänder aus Glas, die in Birmingham gemacht werden. Sagt man nicht heute schon: Seht, wie einfach, wie schön sieht sie aus mit ihrem glatten Haar, ihren unberührten Ohren, ihrem von Schmuck unentweihten Hals. Schmuck ist für Frauen dasselbe wie der Wein für den Mann: nicht zu empfehlen vor den Vierzigern und in jedem Alter ein ärmlicher Notbehelf.

Ceylon war im Altertum die Kornkammer des südlichen Asiens, und das erklärt die hohe Achtung, die der Ackerbau dort genießt. Die ganze Insel war zur Zeit der einheimischen Regierung durch künstliche Seen bewässert, man hatte Talsperren gebaut, manche von ganz beträchtlicher Größe, aber man hatte sie wieder verfallen lassen. Jetzt wird alles wiederhergestellt, Schleusen und Zisternen werden gebaut, Dämme werden erhöht und verstärkt — all das wird von den Dorfgemeinschaften getan, und wir werden es vielleicht noch erleben, daß die Fruchtbarkeit des Landes wieder so groß sein wird wie in den alten Tagen. Die Europäer hatten die alte Dorfverfassung abgeschafft und ihr eigenes Recht an die Stelle gesetzt, aber man sah ein, daß es für

die Insel nicht paßt und stellte im Jahre 1871 die alten Dorfgemeinschaften wieder her. Die Dorfältesten werden von der Bevölkerung gewählt, sie stellen selbst neue Rechtssätze auf, sie sprechen ein Recht, das sich jahrhundertelang bewährt hat und den dort bestehenden Verhältnissen besser angepaßt ist als jeder andere Gesetzeskodex, der für andere Länder ganz gut und vollkommen sein mag. Ich muß mich immer amüsieren über die Unwissenheit eines Durchschnittsengländers oder -Amerikaners über die Verhältnisse im Osten: fast immer ist er erstaunt, wenn ich ihm sage, daß es kein indisches Dorf gibt, das nicht ein vollkommeneres und fortschrittlicheres Repräsentativsystem hätte als irgendeine ländliche Gemeinde in England. Das amerikanische County-, Distrikt-, Dorf- und Stadtsystem ist das vollkommenste, das ich kenne, das englische sicherlich das rückschrittlichste. Das neue Blut der Regelung lokaler Angelegenheiten durch eine einheimische Regierung hat einen Patriotismus und eine Reihe von Körperschaften ins Leben gerufen, von denen sich ein wohltätiger Einfluß über das ganze Land hin ergießt, und der sich in Taten der öffentlichen Wohlfahrt kristallisiert und einen Geist des Zusammenhaltens erzeugt. Dieses System sollte auch in England und Schottland eingeführt werden, vor allem in dem unglücklichen Irland. Ich werde an Irlands Zukunft nicht verzweifeln, wenn es erst eine Verfassung gehabt hat wie Ceylon.

Auf einer Strecke von 40 engl. Meilen sah ich nicht weniger als elf Schulen, voll von jungen Singhalesen. Ihr Besuch ist nicht obligatorisch, aber man verspricht den Eltern große Belohnungen, wenn sie ihre Kinder dahin schicken, und die Vorteile der Kenntnis der englischen Sprache sind so groß, daß die Eltern sehr eifrig bedacht sind, daß ihre Kinder englisch lernen. Wir sahen auch zahlreiche Kliniken, wo die Eingeborenen ärztliche Hilfe und Medikamente bekommen. Hier wird von England ein großes Werk getan, und durch solche Mittel weist es seine Berechtigung zu herrschen nach. Die Segnungen einer guten Regierung, die Erziehung des Volkes, die sorgfältige Aufmerksamkeit, die man auf die Gesundheit und Bequemlichkeit des Volkes verwendet, sind die wirksamsten Waffen gegen inneren Aufruhr oder Angriffe von außen. Nach all dem, was ich auf Ceylon sah, möchte ich es als das beste Beispiel einer englischen Regierung hinstellen, England selbst nicht ausgenommen.

Blätter aus Fiesole. Von Otto Julius Bierbaum.

III.

(Anfang Januar 1908.)

Es gibt keine Gerechtigkeit. Meine gute Mutter in Berlin und die Pasinger Freunde berichten von krachender Kälte, Nebel und Sturm, und hier verschwendet sich die Sonne, ist es klar und warm. — Man könnte also wohl zufrieden sein. Indessen: „man" ist es nicht. Weil man sehr unbescheiden und ein Nörgler ist. — Ein Nörgler? Wirklich? . . .

Als ich noch sehr jung war, frisch in die Freiheit entlassen aus dem Grammatikkäfig des Gymnasiums, erhielt ich zum Geschenke einen Operngucker, der sehr niedlich aussah, aber infam schlecht war. Seine Kraft, zu vergrößern und nahe zu rücken, war lächerlich klein, und er versammelte kein helles, scharfes Licht auf die Dinge, die man durch ihn betrachtete, sondern umgab sie mit einem farbigen Rande. Eine Unart das von einem Fernglase. Aber gerade sie gefiel mir, denn sie entsprach meinem damaligen Auge, das gar kein Verlangen hatte, die Dinge besonders nahe, groß, hell, scharf zu sehen, und selber die Kunst besaß, einen schmeichlerischen Regenbogenrahmen um die Realität zu legen.

Wie manches andere, das positiv nicht viel taugte, aber sehr gut zu meiner schwärmerischen Jugend paßte und mir viel Vergnügen gemacht hat, habe ich auch diesen angenehm miserablen Operngucker verloren. (Vielleicht auch versetzt und nicht eingelöst, oder es hat ihn mir jemand gestohlen. Gleichviel.) Ich bin nicht weiter traurig deswegen. Mein Zeiß-Doppelfeldstecher ist unendlich viel besser. (Heute sah ich damit einen Bauern, der gut 500 Meter von mir entfernt war, seinen Olivengarten ohne Anwendung irgendwelcher fremder Produkte auf jene uralt primitive und höchst persönliche Weise düngen, die schon Adam im Paradiese angewandt hat.) Aber alles hat seine zwei Seiten, und auch das höchst Mangelhafte besitzt Reize. Der Zeiß-Doppelfeldstecher kennt keine bunten Ränder. Er ist mit Recht stolz darauf, und ich selber ziehe heute Schärfe und Helligkeit vor. Aber das exakte, scharfe, klare Sehen, das Sehen ohne bunten Flimmerrahmen ist keineswegs immer vergnüglich.

So würde ich z. B., wenn ich heute zwanzig Jahre jünger wäre, Florenz genau so sehen, wie es sich ein dreiundzwanzigjähriger Student in Leipzig einbildet, dem schon das Wort Florenz wie eine wunderbare Südfrucht ist. Mein Jugendoperngucker, die jugendlich schwärmerische Art, ersehnte Dinge so zu sehen, wie sie in der Sehnsucht aussahen, würde einen bunten Rand darum, ja, einen flimmernden bunten Schleier darüberlegen. Auch in der Nähe wäre mir Fiorenza, was sie heute nur noch aus der Entfernung ist: eine ungeheure Blüte, ein reiner Lotoskelch, rosa-gelblich leuchtend, edel in allen Linien — die Stadt der Blumen selber eine Blume ehrwürdig holder Schönheit. Ich würde es sehen, wie es vor etwa zehn, zwölf Jahren Rainer Maria Rilke sah, als er mir darüber schrieb: mit weißer Farbe auf hellblauem Papier. Aber ich fürchte: selbst R. M. R. würde es heute nicht mehr so sehen. Denn ich glaube: nicht bloß der Verlust meiner bunträndrigen und schwärmerischen Optik ist daran schuld, daß mir Florenz in der Nähe gar nicht mehr gefällt.

Traurig, aber wahr: Das alte, edle, herrliche Florenz ist in die Hände von Barbaren geraten, die mit scheußlicher Konsequenz erfolgreich am Werke sind, es zu verschandeln. Die Liga, die sich zu seiner Verteidigung gegründet hat, scheint machtlos zu sein, es zu verhindern, daß die Geburtsstadt der italienischen Malerei, die Vaterstadt Dantes und Michel Angelos, ästhetisch verwüstet wird. Sie vermag nichts wider den „Zeitgeist", der unter der Fahne des „progresso" über alles Schöne wegtrampelt, von allem Vornehmen fortschreitet in eine erbärmliche, häßliche Gewöhnlichkeit.

Daß man wüst eingerissen hat, ohne es zu verstehen, dafür auch nur anständig

aufzubauen, davon soll nicht einmal die Rede sein. Die „modernen" Paläste von Florenz hat Thomas Theodor Heine in seiner Weise höchst treffend durch eine Frage gekennzeichnet, die er an Hartleben richtete, als er mit ihm an einigen dieser Machwerke vorbeikam: „Nicht wahr, Herr Hartleben: das hier sind künstliche Paläste?" (Gestern sah ich unweit der Porta romana einen Neubau, der aufs gräßlichste an die Baugreuel der achtziger Jahre in Deutschland erinnerte. Selbst beim Villenbau, für den hier Tausende klassischer Muster vorhanden sind, beginnt eine Art Perversität des Geschmacks einzureißen. Schon kann man spitze Giebel und Holzfachwerk wie bei Schweizerhäusern sehen. Die Signori, die derartigen Unfug treiben, wollen damit offenbar sagen: „Seht, was wir alles auf unseren Reisen gesehen haben, ihr elenden Popolaren, die ihr nie über Toskana hinausgekommen seid!" Doch hat das Volk, wie es scheint, den alten etruskischen Instinkt für Baukunst noch nicht verloren. Mein Vetturino sagte angesichts einer dieser Villen: „Was für ein häßlicher Vogelbauer!") Die Nachkommen des gewaltigen Baumeistervolkes der Etrusker sind offenbar einem ausgesogenen Boden zu vergleichen, der früher so ungeheuer viel hervorgebracht hat, daß er nun kümmerlich, wenn nicht steril geworden ist. Man muß sich damit abfinden. Aber scheußlich ist es, daß die maßgebenden Leute in Florenz nicht einmal Respekt vor den gewaltigsten Leistungen ihrer Vorfahren und keinen Sinn für die Schönheit, den ästhetischen Charakter ihrer Stadt haben. Augenblicklich sind sie dabei, die ganze Stadt, auch die innere, mit einem Netz von Trambahnlinien zu bedecken, deren Drahtwerk in der Luft alle architektonischen Linien zerfetzt. Ruskin hielt sich darüber auf, daß vor dem Tore des Campanile die Haltestelle der Droschken und Omnibusse war, so daß man „unmöglich einen Augenblick in dessen Nähe stehen konnte, um die Skulpturen anzusehen". Was würde er heute sagen, wo an derselben Stelle die meisten Trambahnlinien ihren Ausgangspunkt haben. Der ganze Dom ist wie eingeschnürt von Gleisen und Drähten, und der scheußliche Lärm, mit dem hier die Trambahnwagen verkehren, dringt bis ins Innere der herrlichen Kirche. Und, wie beim Dom, so bei Santissima Annunziata, San Marco, Santa Maria Novella. In den engen, alten Straßen ist kaum mehr Platz, sich vor den häßlichen, schlecht gehaltenen und unsinnig schnell und lärmhaft, mit fortwährendem Geklingel und einem abscheulichen Gekreisch an den Biegungen, vorbeirasenden Fahrkästen zu retten. Da der Italiener den Lärm liebt, so scheint ihm auch dieser Spektakel Spaß zu machen. Auch die vielen Unglücksfälle trüben seine Freude an dem neuen Spielzeug des „progresso" offenbar nicht wesentlich. Aber, da in Florenz keine Industrie annähernd die Bedeutung hat, wie das Geschäft mit den Fremden, die Fremdenindustrie, so wird die Freude vermutlich doch bald etwas abnehmen, denn schon mehren sich die Zeichen dafür, daß es den Forestieri nicht mehr recht gefällt in der modern geschändeten Arnostadt. Schon ziehen sich nicht wenige der angebeteten Inglesi (denen man, wie vieles andere, so auch dies nachgemacht hat) nach dem ruhigeren Siena und Perugia zurück. Ein „old florentine" schrieb kürzlich an den Florence Herald die folgenden Zeilen:

Twenty years ago, Florence was delightful; delightful, because unspoilt. It was a quiet, beautiful, picturesque city, where foreigners came for tranquil study, enjoyment of art, and association with artistic and intellectual people. What is it at present? A noisy, bustling, crowded place, invaded by ill-managed and unnecessary trams, ablaze with

cinematographs, bereft of intellectual life, aping the worst styles of modern architecture, crammed full of drinking-shops, and presenting all the symptoms of being on the downgrade which leads to utter philistinism and vulgarity. From what I gather, you appear to be leading a movement the object of which is to attract visitors whose greatest pleasure is found in music halls, casinos and circuses. Let such people go to Margate! In Florence we care for something better. The place is terribly vulgarized already.

Der Kinematographenunfug in Florenz ist wirklich abscheulich, denn er geht mit einem greulichen Mißbrauch von Grammophonen einher, die ganze Stadtviertel mit ihrem blechheiseren Gegröle erfüllen. Eine Folge der Kinematographenmanie scheint es auch zu sein, daß das Florentiner Theaterleben schändlich verdürftigt ist, — in dem Grade, daß schon auswärtige italienische Zeitungen sich darüber aufhalten. Die Stadt, für die es ehedem ein Ereignis war, wenn Cimabue eine neue Madonna gemalt hatte, scheint sich nur noch für die Filmsrollen zu interessieren, die Pariser Amüsements und Londoner Moritaten, gestellt von Variétékomödianten, abhaspeln. Die Italiener, die so lange das Höchste in der Kunst geleistet haben, sind offenbar völlig kunstmüde und schätzen nur noch die „Wunder der Mechanik". Ihre krankhafte Vorliebe für die Schauspiele der lebenden Photographie hängt vielleicht auch damit zusammen, daß sie wenig reisen und nun fremde Länder in einer Art lebendiger Abbilder nahegerückt erhalten. Doch interessieren sie sich mehr noch für die gewissen Romane, Dramolets, Feerien, die diese vervollkommnete Laterna magica ihnen vorführt: Erfindungen stummer Dichter von meist recht populärer Phantasie, nicht unähnlich der, die sich in den Hintertreppenromanen austobt, mit denen sich unsere Dienstmädchen um einen Teil ihrer Nachtruhe bringen. In ihnen findet er seine geliebte Pantomime wieder, und es fehlt auch nicht die melodramatische Musik dazu. Da wird geliebt, betrogen, gemordet, daß es eine Art hat. Aber, ach, alles ist so schauderhaft schlecht natürlich, so kunstverlassen „wahr"; es fehlt nicht nur das Wort, es fehlt auch der Geist, und wäre es gleich der Geist eines schlechten Dichters. Auch begreift man nicht, wie dieses sinnliche Volk, das sich so leidenschaftlich gerne vom großen Klang einer lebendigen Stimme, von den sprechenden Blicken eines schönen Auges, von den Bewegungen, Gesten, Posen der Schauspieler hinreißen läßt, sein Genüge an diesen gespensterhaften Totentänzen des Lebens auf der weißen, kalten, öden Leinwand finden kann. Vielleicht liegt gerade darin ein Reiz, und vielleicht ist die Phantasie dieser Menschen so groß, daß sie es vermag, diese Schatten mit Blut zu erfüllen. Auch soll (und braucht) nicht verschwiegen zu werden, daß die Kunst der Dunkelkammer Möglichkeiten besitzt, im Leben Unmögliches wie mit einer wunderbaren Kraft vorzutäuschen (und darin liegen, wie H. H. Ewers mit Recht zum Lobe der Kinematographie vorgebracht hat, Perspektiven in ein neues, weites und reiches Land phantastischer Augenweide), aber hier, in Italien, spürt man von diesem Besten, das die abrollenden Films zu bieten vermögen, so gut wie nichts. Die an allen Ecken und Enden von Florenz etablierten Kinematographen bieten nichts weiter als Surrogate für theatralische Kunst. Und so sind sie ein böses Zeichen für den Geschmacksverfall dieses Volkes, dessen Vorfahren im Schaffen und Genießen lebendiger Kunstwerke einen so starken, edlen, reichen Geschmack bewährt haben, daß unsere Bewunderung für sie zur Ehrfurcht wird.

Es gibt auch alte Florentiner nicht englischer Abkunft, die empört darüber sind, wie frevelhaft gefühllos in Florenz gegen den alten Charakter der Stadt gesündigt wird. Es bleibt ihnen nichts übrig, als auf ihre Villen hinauszufliehen, wo die alte unvergleichliche Schönheit einer entzückenden, durch Kunst noch gehobenen Natur ruhig weiterlebt.

Welch ein Kunstwerk sind die Hügel von Fiesole mit ihren Villen, Gärten, Terrassen, Mauern. Das Wort wunderbar, das wir so oft eitel nennen, stellt sich hier mit seinem ganzen Sinne ein.

Aber man muß sich, die einzige Schönheit dieses Freiluftkunstwerks größten Stiles zu genießen, nicht damit begnügen, die Trambahn zu nehmen und zur Piazza di Mino in Fiesole hinaufzufahren. Und man muß auch nicht meinen, Fiesole sei bloß ein besonders schöner Aussichtspunkt auf Florenz, so daß man etwa seiner Touristenpflicht genügt hätte, wenn man zu den Franziskanern hinaufgestiegen ist, von wo aus man in der Tat einen herrlichen Blick auf die Stadt und das Arnotal genießt. Oder ein Besuch des römischen Theaters sei das Wichtigste. Oder man müsse die Kathedrale gesehen haben. Oder das malerische und („Gott, wie dreckig!") höchst interessante „echt italienische" Winkelwerk der Via dei caldani bestaunen (voll Dankbarkeit im Herzen, daß „so was in Deutschland denn doch unmöglich ist"). Selbst die Fahrt über Castel di Poggio und Castel Vingiliato nach Settignano und so nach Florenz zurück, durch die sich der Wissende vor den Unerfahrenen auszeichnet, die einfach (und billiger) wieder mit der Trambahn zum Domplatz zurückkehren, genügt nicht. Sie zeigt viel Schönes, aber nicht das Schöne, das auf der ganzen Welt nur Fiesole zu zeigen hat: die Komposition dieser Hügelgemeinde aus Villen und Gärten, Terrassen und Mauern, Frucht- und Blumenfeldern, Olivenanpflanzungen und Gehölzen. Will man eine Ahnung davon gewinnen, so muß man entweder vom höchsten Stadtteile Borg'unto aus, oder hinterwärts der Kathedrale den Weg überm Mugnone zurückgehen und dann, abseits von der Trambahnstraße, den alten Fahrweg zwischen den großen unteren Villengartenmauern bis nach Florenz verfolgen. Wer dies getan hat, unterläßt es gewiß, am nächsten Tage im häßlichen Gekreische von Florenz herumzusteigen. Er hat den Zauber der wunderbarsten etruskischen Kunst gespürt: aus einem Stück Natur ein Stück lebendigster Kunst zu machen, die Natur dem Menschen nicht bloß materiell, sondern ästhetisch zu unterwerfen: die Natur zum Gedichte zu bewältigen, ohne ihr Zwang anzutun. Und er wird zurückkehren, sich näher in dieser nicht verkünstelten, sondern zur Kunst sublimierten Natur umzusehen. Wobei ich ihm gerne zum Führer dienen will.

(In einem späteren Aufsatz.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

VIII. Drama der Gegenwart. Lyrik.

Wenn ich Sudermann zu den Vertretern des Naturalismus gezählt habe, so muß ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, bekennen, daß ich dabei Naturalismus im weitesten Sinne faßte, als vorbehaltlose, durch keinerlei Rücksichten auf gesellschaftliche Sitten und Vorurteile geschminkte Bloßstellung der menschlichen Natur. In diesem Sinne ist Sudermann Naturalist und ist es auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Naturalisten

im engeren Sinne aber begnügen, oder begnügten, sich nicht mit dieser Erweiterung des dichterischen Stoffgebiets, sondern ihnen kam es ebensosehr, wenn nicht an erster Stelle darauf an, auch in ihren Ausdrucksmitteln — d. h. der Art, wie sie ihre Personen vor allem sprechen ließen — eine absolute Naturwahrheit zu erzielen, also für das Ohr ein unverfälschtes Klangbild zu verschaffen, wie für das Auge ein Gestaltbild mit dem photographischen Apparat auf der Platte festgehalten und wiedergegeben wird. Als ausgesprochener Naturalist in diesem Sinne ist zuerst nach dem Vorgang von Johannes Schlaf und Arno Holz Gerhart Hauptmann (1862) in seinen Dramen „Vor Sonnenaufgang" (1889), „Das Friedensfest" (1890) und „Einsame Menschen" (1891) aufgetreten, und hat mit den „Webern" einen Höhepunkt der naturalistischen Technik erreicht, der bei dem Erscheinen dieses Stückes den endgültigen Sieg des Naturalismus über die alten verbrauchten Kunstmittel zu verbürgen und zu beweisen schien. In Wirklichkeit ist aber dieser Triumph des Naturalismus als der vermeintlich für die Gegenwart und Zukunft einzig möglichen Kunstform nicht dem Naturalismus zu danken, sondern an erster Stelle, wenn nicht allein dem Umstand, daß ein wirklich großer Poet sich dieses Ausdrucksmittels für seine Gestalten und Ideen bediente. Und das erklärt es auch, daß von all den naturalistischen Dramen, die die achtziger und neunziger Jahre uns beschert haben, fast allein die genannten Dramen Hauptmanns die Hochflut des Naturalismus überdauert haben, daß auch heute noch, wo eine entschiedene Abkehr vom Naturalismus zur Tatsache geworden ist, Hauptmanns „Weber" und „Einsame Menschen" mit der gleichen, ja mit einer womöglich noch gesteigerten Kraft die Seele des Lesers und Zuschauers in ihren Bann zwingen, wie vor einem halb Jahrzehnten; erklärt es sich, daß auch der Spätling des Naturalismus, der 1899 erschienene „Fuhrmann Henschel", sowohl damals wie auch heute, ganz unabhängig von den naturalistischen Ausdrucksmitteln, uns packt und ergreift als eine künstlerische Offenbarung von einer Größe, deren Wirkung an keine Zeit gebunden, von keiner Mode abhängig ist; erklärt es, daß die in eines seiner jüngsten Dramen „Und Pippa tanzt" eingesprengten streng naturalistischen Szenen von dem sonst gar nicht auf den naturalistischen Ton gestimmten Publikum von 1906 mit reinem Behagen genossen wurden. Denn es ist eben nicht der Vertreter einer bestimmten Richtung, nicht ein geschworener Verfechter eines bestimmten Kunstprinzips, der in Gerhart Hauptmann zu Worte kommt, sondern ein frei gestaltender Poet, der für die in seinem Innern nach Gestaltung ringenden Ideen die Ausdrucksmittel sich zu suchen das Recht und zu finden und zu meistern die Kraft hat, die sie ihrem Wesen nach verlangen. Ein Poet, der deshalb auch unbedenklich mitten in der Hochflut des Naturalismus in seinem Drama „Hanneles Himmelfahrt" (1892), in dem im Traume eines gequälten Kindes ein grauenvolles naturalistisches Bild menschlichen Elends entrollt wird, den erlösenden und befreienden Gedanken verkörperte in der Gestalt des Gottessohnes, der für alle, die da Leid tragen, das versöhnende Wort spricht: „Mit diesen Tränen wasche ich deine Seele von Staub und Qual der Welt. Ich will deinen Fuß über die Sterne Gottes erhöhen." Es ist selbstverständlich, daß ein so rastlos, so pausenlos schaffender Dramatiker wie Hauptmann nicht immer sich auf gleicher Höhe hält, daß zwischen vollreifen und weithin leuchtenden Schöpfungen sich weniger Gelungenes und Schwaches nachweisen läßt, wie er denn im Laufe der Jahre mehr als einmal seinen Freunden Enttäuschungen bereitet hat. Aber das eine ist sicher, daß ein Dramatiker, der uns zwei Komödien, wie „College Crampton" und „Der Biberpelz", geschenkt hat, der mit seinem großen Lebensbekenntnis, dem Drama „Die versunkene Glocke" (1896), dem im trostlosen Einerlei der Alltagssorgen versandenden Bett des deutschen Dramas wie einen Strom goldener Jugend die tiefsinnige Symbolik des deutschen Märchens und die herbe Frische deutscher Wald- und Bergluft als lebendige Kraft zugeführt hat, ein Poet ist, dessen wir uns freuen dürfen und sollen, und dessen auch unsere Nachkommen sich freuen werden, auch wenn er sein

letztes Wort schon gesprochen haben sollte. Hauptmann hat vielleicht am meisten geschadet, daß man ihn nach seinen ersten Erfolgen einseitig unter dem Gesichtspunkt des Dramatikers betrachtet hat und bis heute betrachtet; daß man infolgedessen seine theatralischen Mißerfolge als Zeichen versagender Kraft gewertet und dadurch wieder den Dichter zu immer erneuten, wie mir oft scheinen will, überhasteten Vorstößen als Bühnendichter gestachelt hat.

Unter den jüngeren Dramatikern, denen Hauptmann den Weg auf die Bühne gebahnt hat, und die, ohne als seine direkte Nachahmer gelten zu können, doch in der Weltanschauung, in der Stoffwahl und in der Technik mit ihm eine gewisse Verwandtschaft zeigen, die zum Teil allerdings wieder auf gemeinsame Vorbilder — Tolstoi, Zola, Ibsen — zurückzuführen ist, ist an erster Stelle der jetzt 43jährige Max Halbe zu nennen. Er hat vor allem in seinem 1893 erschienenen Drama „Jugend“ einen neuen Ton angeschlagen, der in dem Register des deutschen Naturalismus bisher gefehlt hatte, den Ton einer jugendlichen Leidenschaft. Zwei blutjunge, reine, warmblütige Geschöpfe, die im Rausch und Duft des Frühlings draußen und in der eigenen Brust die süße Frucht der Liebe mit rascher Hand pflücken und dafür büßen — ein elementares Ereignis dramatisiert. Naturgewalten, die, wie sie den Saft in die Zweige treten lassen, Jugend zu Jugend führen und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit grausam und schön zugleich im Frühlingssturm das kaum knospende Glück vernichten. Freilich ist es ihm nicht geglückt, diesen Ton als Dominante festzuhalten und siegreich durchzuführen, weder in diesem, noch in seinen späteren Dramen, trotzdem sie ein ernsthaftes, beharrliches und auch stellenweise erfolgreiches Streben bekunden, seine Menschen aus dem Bann ihrer Stimmungen zu befreien. Es ist ihm bisher nicht gelungen, neben jenen reizbaren, dem Eindruck des Augenblicks wehrlos preisgegebenen Stimmungsmenschen innerlich ebenso glaubhafte zielbewußte und tatfreudige Lebenskünstler zu schaffen, Flackerfeuer durch dauernde Glut zu ersetzen, Leidenschaft in Kraft zu verwandeln und im Spiegel des Lebens nicht nur die zu zeigen, die im Sturm scheitern und stranden, sondern auch die, die, das Steuer fest in der Hand, landen, und auf dem Neuland, das sie erobert haben, ernst und freudig die Arbeit aufnehmen und leisten, deren Früchte die nach ihnen Kommenden ernten sollen.

Aehnlich ist es mit dem jetzt 35jährigen Georg Hirschfeld, der bei seinem ersten Auftreten, vor allem mit seinem 1895 erschienenen Drama „Die Mütter“, einem naturalistischen Familiengemälde, von einem intimen Reiz und von einer Feinheit und Vornehmheit, namentlich in der Zeichnung weiblicher Charaktere, die dem Werk trotz der Jugend des Verfassers und der zweifellosen Beeinflussung durch Hauptmann eine ganz persönliche Note gab, große Hoffnungen erregte, die er mit seinen späteren Arbeiten auf diesem Gebiet bisher jedenfalls nur zum Teil erfüllt hat. Gleichwohl ist sein 1898 erschienenes Schauspiel „Agnes Jordan“ eine, wenn nicht die reifste und schönste Frucht des deutschen Naturalismus, ein Werk, das, so wenig es bisher die Wertung gefunden hat, die ihm gebührt, die beste und sicherste Gewähr dafür zu bieten scheint, daß Hirschfeld trotz mancher fehlgeschlagenen Versuche in den letzten Jahren sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat, und das jedenfalls meiner festen Ueberzeugung nach in kommenden Zeiten in seiner inneren Vornehmheit, seiner Innerlichkeit und seinem helläugig in die Zukunft blickenden jugendlichen Ernst als Zeugnis der Jugend, die an der Schwelle des 20. Jahrhunderts in Deutschland zu Worte kam, fortleben wird.

Im ersten Rausch über die mit den Mitteln des Naturalismus erreichbare und erreichte ungeheure Erweiterung des Stoffgebietes, angesichts des Verjüngungsprozesses, den durch die naturalistischen Farben und Formen auch älteste und scheinbar verbrauchte Motive erfuhren, war man in weiten Kreisen, vor allem den Kreisen der schöpferischen Jugend, der Meinung, in dem Naturalismus überhaupt die künstlerische Form der Zukunft gefunden zu haben, den Weg, auf dem fortan sich alle Schaffenden zusammenscharen würden, die nicht nur berufen, sondern auch auserwählt wären.

Und vor allem auf dem Gebiet des Dramas galt es geradezu als ein unantastbares Dogma, daß mit den alten Formen überhaupt nichts mehr zu machen wäre, und daß selbst das scheinbar mit dem alten idealistischen Stil untrennbar verwachsene historische Drama in der Zukunft nur dann noch Daseinsberechtigung habe, wenn es versuche, sich im Naturalismus zu verjüngen. Dieser Versuch wurde auch tatsächlich gemacht von Gerhart Hauptmann mit seinem „Florian Geyer", wobei sich jedoch — trotz der auch hier bekundeten poetischen Kraft — sehr schnell herausstellte, daß hier der Naturalismus versagte. Der schöne Traum von einer Stileinheit für das Drama der Zukunft im Naturalismus wäre also schon allein hiermit als ein Wahn erwiesen gewesen, hätte nicht schon vorher Hauptmann selbst in „Hannele" und unmittelbar darauf in der „Versunkenen Glocke" diese Stileinheit auch auf anderem Gebiete durchbrochen. Heute kann denn auch tatsächlich von einem solchen einheitlichen Stil nicht mehr gesprochen werden. Sondern die Jugend sucht wieder auf den verschiedensten Wegen und in den verschiedensten Formen ihr Ziel zu erreichen, bald, wie Hauptmann, den Stil dem jeweiligen Stoff anpassend, bald aus ihrem individuellen Temperament heraus, sich die dramatischen Ausdrucksmittel wählend und modelnd.

Aber ein gemeinsamer Zug läßt sich doch nicht verkennen, derselbe, den wir auch auf dem Gebiet des Romans feststellten, ein Drang, die Verschärfung der geistigen und physischen Sinnesorgane, die die moderne Dichtung sich in der Schule des Naturalismus erworben hat, zu verwerten für die intensivste Veranschaulichung der zartesten und geheimsten Vorgänge des Seelenlebens, ohne sich aber dabei der naturalistischen Ausdrucksmittel zu bedienen. Man könnte also wohl von einem vergeistigten Naturalismus reden. Und es ist vollkommen begreiflich, daß diese modernsten Dramatiker eine Vorliebe für den Symbolismus hatten, d. h. daß sie die Natur, deren Bild sie auf Grund schärfster, subtilster Beobachtungsvorgänge in sich trugen, wiedergaben im Bilde, sei es eines Märchens, sei es einer in einer erträumten Welt sich abspielenden phantastischen Komödie, sei es einer Verschärfung aller Linien und Formen über die Naturmöglichkeit hinaus, sei es schließlich in einer Versetzung intimster Vorgänge modernen Seelenlebens in eine mythische oder historische Vergangenheit, gelegentlich unter Verwertung schon von Dichtern der Vorzeit verwendeter Motive und Gestalten. Ich denke hier an Gerhart Hauptmanns „Versunkene Glocke", „Und Pippa tanzt" (Sudermanns „Drei Reiherfedern"), an Fuldas „Talisman", an Arthur Schnitzlers (geb. 1862) drei Einakter, „Paracelsus", „Die Gefährtin" und „Der grüne Kakadu" (1899), die sehr lebendig die Uebergänge vom reinen Naturalismus zum vergeistigten Naturalismus veranschaulichen, an die vier Einakter Schnitzlers „Letzte Stunden" (1902) und an die drei Einakter „Marionetten" (1906), an Frank Wedekinds (geb. 1864) „Erdgeist" (1895), „Der Kammersänger" (1899), „Die Büchse der Pandora" und schließlich an Hugo von Hofmannsthals „Elektra" (1903), „Oedipus und die Sphinx" (1906). Eine eigentümliche Form der Wiederbelebung der äußeren Technik des Naturalismus bei gleichzeitiger Vergeistigung seiner Ausdrucksmittel und ausgesprochenem inhaltlichem schroffen Gegensatz zu der Welt des Naturalismus hat uns Thomas Mann in seiner „Fiorenza" gegeben. Er zeigt eine Neigung, gelegentlich den strengen Schluß des dramatischen Gefüges in eine Reihe von in ihrer Breite fast epischen Bildern aufzulösen. Während Hugo von Hofmannsthal besonders in seinen früheren Dramen „Der Tor und der Tod" (1894) und dem „Theater in Versen" (1899) das Drama mit einem so starken subjektiven Stimmungsgehalt erfüllt, daß die Reden der Handelnden oft in lyrische Improvisationen ausklingen, die auch durchaus mit dem Reiz eines lyrischen Gedichtes auf den Leser und Hörer wirken.

Wenn ich so wie bei dem Roman versucht habe, in einigen Typen der modernen Dramatiker die Wege und Ziele anzudeuten, in denen und zu denen sich das Drama der Gegenwart

bewegt, um den Leser dadurch in den Stand zu setzen, von diesem Aussichtspunkt aus sich in dem Wirrwarr der Urteile und Meinungen zurechtzufinden und sich jedenfalls über die Gründe mancher vielleicht befremdenden Erscheinung klar zu werden, so möchte ich zum Schluß noch ein Wort über die Lyrik von Goethe bis auf die Gegenwart sagen.

Ich komme damit gleich zu dem heikelsten Teil meiner Aufgabe, heikel nicht so sehr um der erdrückenden Fülle des Stoffes willen, der eine Auswahl so schwer macht, sondern vor allem deswegen, weil die Lyrik als subjektivste Form des dichterischen Ausdrucks ein so zartes, besonderes Verhältnis zwischen dem Kunstwerk und dem Leser zur Voraussetzung hat, daß die Einmischung eines Dritten, wenn sie auch in der besten Absicht geschieht, vom Uebel oder mindestens überflüssig erscheinen könnte. Mehr wie bei irgendeiner anderen Dichtung entscheidet hier das subjektive Empfinden des einzelnen Lesers und hat ein Recht, mit einem „Das gefällt mir" oder „Das gefällt mir nicht", „Das läßt mich kalt", ein entscheidendes Urteil abzugeben, das niemand anzufechten das Recht hat. Bei einem Roman oder einem Drama kann man einem schlechthin ablehnenden Urteil gegenüber unter Umständen eine Art Gegenbeweis des künstlerischen Wertes antreten oder umgekehrt angesichts einer offenbaren Ueberschätzung durch Heranziehung von künstlerisch höherstehenden Vergleichsobjekten anderen die Augen für die Mängel erschließen. Bei einem lyrischen Gedicht aber geben so unwägbare und unmeßbare Schwingungen der Seele und des Temperaments den Ausschlag, daß die Zahl der Dichter und der Dichtungen, die auf Jung und Alt, Gelehrte und Ungelehrte, traurige und freudige Menschen gleiche oder annähernd gleiche Wirkung ausüben, sehr beschränkt ist. Und auch bei diesen muß der Wählende immer noch sehr viel häufiger auf Widerspruch oder Gleichgültigkeit gefaßt sein, wie wenn es sich um epische oder dramatische Dichtungen handelt. Ein lyrisches Gedicht ist wie eine Blüte am Gewande einer schönen Frau, es muß wie jene zu der Farbenstimmung des Kleides der Trägerin, zu der Farbenstimmung der Seele des Lesers passen.

Der beste Beweis dafür sind die zahlreichen Anthologien lyrischer Gedichte. Es ist erstaunlich, wie klein der Kern und Stamm von Gedichten ist, den sie alle oder ihre Mehrzahl miteinander gemein haben, und es wird wohl kaum eine zu finden sein, die nicht jedem Leser etwas zu wünschen übrig ließe, in der er nicht besondere Lieblinge vermißte. Eben deshalb aber möchte ich hier auch den dringenden Rat geben, nicht allzuviel, der Mode der Zeit folgend, diesen Sammlern und Sammlungen die Entscheidung dafür zu überlassen, was man an lyrischen Dichtern lesen soll, jedenfalls nicht allein. Sondern beizeiten dafür zu sorgen, daß man die Poeten, die man um eines oder einiger Gedichte willen lieb gewonnen und ins Herz geschlossen hat, zu sich ins Haus ladet, d. h. sie kauft, und zwar nicht nur die Toten, sondern auch die Lebenden.

Ich gebe dabei von vornherein zu, daß die Ausführung — und zwar nicht nur, was die Lebenden betrifft — dadurch erschwert wird, daß die Dichter in den von ihnen selbst veranstalteten Sammlungen ihrer Lyrik meist zu viel geben und nicht genügend berücksichtigen, daß lyrische Gedichte nicht massenweis konsumiert werden können, daß, je besser das Gedicht und je besser der Leser ist, beide Zeit und Raum — im übertragenen Sinne — brauchen, um für den Leser wirklich eine Bereicherung seines Innenlebens zu bedeuten. Je strenger die Auswahl ist, desto eindringlicher spricht jedes einzelne zum Leser, und desto näher kommt er dem Dichter. Deshalb ist die Sammlung von fünfzig Goetheschen Gedichten, die die deutsche Dichtergedächtnisstiftung veranstaltet hat, ein so glücklicher Gedanke, der Nachahmung im weitesten Sinne verdiente, jedenfalls mehr als die übrigen Blütenlesen, in denen hundert und mehr Dichter zusammengerafft, und mit zwei oder drei Proben unzulänglich vertreten, weder den Dichtern gerecht werden, noch den Lesern.

Rahel. Drama eines jungen Herzens.

Von Emmy Destinn.

(Fortsetzung.)

Vierte Szene.

Anna, Richard Pewny (ein gutmütig aussehender, einfacher Mann).

Anna: N'abend! Da wären wir schon.

Richard Pewny (grüßt): Guten Abend.

Rahel: Es ist ja noch nicht halb sieben.

Anna: Noch nicht ganz. Doch wir wollten uns noch auf ein Stündchen irgendwohin setzen, vielleicht zu — —

Georg: Ich fühle mich heute gar nicht wohl, habe großen Kopfschmerz, würde es also vorziehen, hierzubleiben.

Anna (mit einem Blick auf Rahel): Hier wird doch gleich geschlossen!

Rahel: Erst um sieben Uhr. Dann bringt mich Georg heim.

Anna: Mit einem Wort: ihr habt keine Lust mitzukommen. Ich will euch ja nicht zwingen — aber: (deutlich) Rahel soll nicht wieder spät nach Hause kommen. Ich habe sie abgeholt und bin die erste, welche Schelte bekommt — Rahel, Du mußt kurz nach 8 Uhr zu Hause sein.

Georg: Ich verspreche es Ihnen.

Rahel: Wo geht ihr hin?

Richard Pewny: Wir wollten zum Belvedere herauf, wenn ihr aber nicht mitkommt, bleiben wir unten in der Stadt, irgendwo in der Nähe. —

Anna: Wir suchen keine Einsamkeit.

Georg: Sieh da — wie boshaft!

Anna: Ich ärgere mich, daß ihr nicht mitwollt. Schade, da ist's gleich lustiger.

Georg: Ich mit meinem Kopfweh würde nicht sehr zur allgemeinen Lustigkeit beitragen. Wir bleiben hier.

Anna: Mir ist's ja recht — nur möchte ich keinen Sturm heraufbeschwören — sorgen Sie dafür, daß Rahel zur Zeit heimkommt. Ihre Mutter sieht es gar nicht gern, wenn sie in der Nacht nicht da ist.

Rahel: In der Nacht! Ist denn 8 Uhr schon Nacht? Du sprichst manchmal recht merkwürdig.

Anna (beleidigt): Verzeihe — ich wollte Dir nur eine Unannehmlichkeit ersparen — im übrigen: tue, wie Du willst!

Rahel (trotzig): Das werde ich auch tun.

Georg (beschwichtigend): Nur nicht aufgeregt — ich gebe Ihnen mein Wort, Rahel vor 8 Uhr abzuliefern. Sind Sie nun zufrieden?

Anna: Gewiß. Rahel ist ein wenig leichtsinnig, sie denkt nicht daran, daß man ihr durch einen Verdacht diese schönen Stunden arg verderben könnte. Ihre Mutter ist sehr streng und der Onkel auch. Also — ich habe Ihr Versprechen. Adieu, Kinder! Ich komme morgen vormittag hinauf.

Rahel (reicht Anna die Hand): Adieu, Du Moralistin. —

Anna: Auch gut. Besser vorher predigen, als nachher bedauern.

Richard Pewny (zieht den Hut): Guten Abend, Adieu, Rahel.

Rahel: Auf Wiedersehn!

Georg: Guten Tag, Fräulein Anna, Adieu. (Flüchtiger Gruß zu Pewny. Anna, Richard Pewny gehen.)

Fünfte Szene.

Rahel: Nun sind wir sie los.

Georg: Schade, daß wir nicht noch länger bleiben können. — — Jetzt wird es am schönsten — die Hitze hat nachgelassen, die Luft ist so lau — — diese Abende hier sind wahrhaft ein Märchen — so — mit Dir.

Rahel: Gehn wir dann später zur Moldau herunter? Wie vorgestern? Es ist so herrlich — namentlich, wenn die Dämmerung kommt — — dann kann man nahe aneinander gelehnt die Sterne betrachten — — wie sich ihr Schein im Wasser spiegelt — —

Georg (plötzlich entschlossen): Heute gehen wir durch die Stadt — Du sollst mich nach Hause bringen — —

Rahel: Wir müssen dann etwas früher aufbrechen, es ist ein weiter Weg — und ich muß zur Zeit zurück sein ...

Georg: Um sieben Uhr gehn wir von hier fort, dann bist Du um $^1/_2$8 vor meinem Hause und um acht Uhr bei Dir zurück. — Ich muß noch etwas studieren, übermorgen ist die erste Probe von „Kean" und ich bin vollkommen unvorbereitet — habe die Rolle seit einer Ewigkeit nicht wieder gespielt.

Rahel: Schade, daß wir so bald scheiden müssen. Am liebsten bliebe ich stets bei Dir — auch jetzt — am Abend.

Georg: Es geht eben nicht, das ist das Dumme dabei.

Rahel: Ich habe gehofft, daß Mutter und Jackt übermorgen einen kleinen Ausflug machen — Mutter fährt auch wirklich auf einen Tag fort — — aber der Onkel bleibt zu Hause.

Georg: Siehst Du! Der will aufpassen. Es ist furchtbar. Nie kann man ganz allein und ungestört sein! Hier ist es die Anna oder ihr Herr Bräutigam — dort der Onkel oder weiß Gott sonst wer. — — Und doch quält mich stets der Gedanke, Dich in meine Arme schließen zu können ... fest, fest — so nahe — ganz nahe — —

Rahel (schaudernd, zitternd): Oh, Georg ... Wenn Du mich so ansiehst, wenn Du so sprichst — fühle ich es in meinem innersten Herzen ..... Liebst Du mich auch so tief, wie ich Dich?

Georg: Wie soll ich es Dir sagen? Die Sprache reicht hier nicht aus. — — Es gibt Dinge, die man nicht sagen kann, sie wollen empfunden werden. — — Es gibt Gedanken, welche tief in der menschlichen Seele verborgen sind, tiefer als hier die toten Herzen ..... sie schlafen so still und friedlich, bis sie eines Tages mit unsagbarer Kraft nach oben streben — den Schädel fast zersprengen: „Du mußt! Du mußt!" Wie soll man da noch ankämpfen, wie soll man sich nur wehren?

Rahel: Dasselbe sagte mir mein Herz, als ich Dir jenen Brief geschrieben habe .... Eines Tages begriff ich, daß ich Dir angehöre, daß ich ohne Dich nicht leben kann — — —

Georg (ausbrechend): Rahel! Süße! (er bezwingt sich) Nein, nein, das, was ich hier sagen will, darf ich nicht — darf es niemals aussprechen.

Rahel: Was hast Du? Wieder blickst Du so fremd. Hast Du Kummer?

Georg: Nein — süßes Kind ... Sieh mich nur an — Deine Augen sind so tief — und doch so seltsam klar, wie die tiefen dunklen Wasser, man sieht den Grund — und doch ist er unerreichbar ...

Rahel: Sieh — die Sonne wird schon röter — nun bekommen die Toten auch einige Strahlen ... Hier, gleich rechts ist das Grab des Rabbi Bezalel Löw, des großen Gelehrten — — er war ein Zauberer. Hast Du nie von ihm gehört ...?

Georg (sieht Rahel unverwandt an): Nie ... erzähle ...

Rahel: In unsern Büchern steht sein Name mit großen Buchstaben gedruckt, mit ewigem Dank denken wir an ihn zurück ... Er war so gut ... half den Armen und gab ihnen seinen Rat — er hatte den Stein der Weisen gefunden, sagt man, und hat die Kunst zu zaubern erlernt ... Er schrieb einst mit geheimen Buchstaben den Namen Gott auf einen Zettel und legte ihn seinem tönernen Diener, dem Golem unter die Zunge .... da lebte diese Steinfigur auf und tat, was er ihr befohlen hatte ... bis er eines Tages, Schabbes wars, in den Tempel — hier draußen — ging und vergaß, dem Golem den Zettel aus dem Mund herauszunehmen. — — Er las gerade den 92. Psalm, da kamen seine Leute hereingestürmt, der Golem sei toll geworden, er zerschlüge alles in der Wohnung ... Sofort eilte der Rabbi, trotz des Verbotes, nach angefangenem Abendgottesdienst nichts mehr zu unternehmen, nach Hause und nahm dem Golem den Zettel aus dem Mund, worauf dieser sofort leblos zur Erde fiel. Dann kehrte der Rabbi wieder zum Tempel hin und las den begonnenen Psalm noch einmal — — seit der Zeit wird der 92. Psalm stets zweimal gelesen.

Georg: Süßes Mädchen! Hat Dir der Onkel diese Geschichte erzählt?

Rahel: Ja. Und noch viele andere — — diese ist aber die schönste.

Georg: Hat denn der Rabbi wirklich vergessen, dem tönernen Diener den Zettel aus dem Mund zu nehmen?

Rahel: Ja. Er tat es sonst jeden Sonnabend vor dem Gottesdienst — damals hat er aber wohl vergessen. — — Da ist der Golem toll geworden, denn Gott befiehlt ja sechs Tage Arbeit und einen Tag Ruhe.

Georg: Eine schöne Sage! Schade, daß diese Erzählungen nicht wahr sind!

Rahel: Unsere Bücher schwören, daß alles das geschehen ist. Der Rabbi hat alles verstanden, warum sollte er seine Kunst nicht ausnützen?

Georg: Könnte ich auch zaubern!

Rahel: Was würdest Du da beginnen?

Georg: Uns beide fortzaubern — in ein fernes, herrliches Land. In das Land der Liebe — —

Rahel: Dieses Land ist überall und nirgends. Wir können es uns schaffen —

Georg: Aber ich meine ein Paradies, aus dem man nicht vertrieben wird!

Rahel: Gibt es denn so etwas?

Georg: Freilich, mein süßer, weißer Engel! Ein Paradies, in welchem man nur die Augen zu schließen braucht und — nicht mehr zu erwachen ... dann ist unsere Seele einfach dort geblieben — — —

Rahel: Jetzt erzählst Du wieder Märchen —

Georg: Schade, daß ich den alten Rabbi Löw nicht erwecken kann ... er müßte mir seine Kunst beibringen!

Rahel: Nach einem nahezu dreihundertjährigen Schlaf würde ihm das Aufstehen wohl schwer fallen ... Laß ihn ruhn ... Er hat diese letzte Ruhe verdient! Zu seinen Lebzeiten war er oft bei dem großen Kaiser Rudolf II. zu Gaste. Einmal wünschte der Kaiser die Urväter Abraham, Isaak, Jakob und die Söhne Jakobs zu sehen. Der Rabbi folgte nur ungern, wagte aber dem Kaiser gegenüber nicht zu widersprechen und führte schließlich die ganze Gesellschaft in einen entlegenen Saal der Burg. Hier stellte er sich in eine Fensternische und bat die Versammlung, daß niemand lache, wenn die geheiligten Gestalten der Patriarchen vorüberziehen. Plötzlich verschwand der Rabbi in dichtem Nebel, und kurz darauf sah man eine hohe Gestalt eines würdigen Greises aus dem Nebel auftauchen. Er war in ein faltenreiches Gewand gekleidet und hell erleuchtet, schwebte so einen Augenblick

vor den Versammelten und zerfloß wieder zu Nebel. Das war die Gestalt Abrahams. Dann erschien Isaak, dann Jakob und dessen Söhne: Ruben, Simeon, Lewi, Juda, Dan, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, Joseph, Benjamin —

Georg: Wie gut Du ihre Namen weißt —

Rahel: Spöttle nicht — — laß mich weiter erzählen — — nun: alle zogen also vorbei — und plötzlich tauchte aus dem Nebel auch Naphtali, der Häßlichste unter ihnen, ein rothaariger, kleiner Mensch, welcher eilig vorüberjagte, als wollte er seine Brüder einholen — — bei diesem Anblick konnte sich der Kaiser nicht des Lachens enthalten. Da verschwand die Wolke und Schreckensrufe ertönten im Saal. Die hohe gemalte Zimmerdecke wankte und senkte sich immer tiefer und tiefer. Die Höflinge wollten fliehen, doch keiner konnte sich von seinem Platze bewegen. Da rief der Kaiser dem Rabbi zu, er solle doch die feindlichen Mächte beschwichtigen. Der Rabbi trat aus der Nische heraus, breitete die Hände aus und sagte einen Spruch. Noch ehe er zu Ende gesprochen, blieb die Decke stehen und senkte sich nicht tiefer. Der Kaiser und die Höflinge atmeten auf, als sie den Saal verlassen, dessen Decke nie mehr in ihre frühere Lage zurückkehrte. Der Kaiser betrat nie mehr dieses Gemach und ehrte den Rabbi nachher so hoch wie vorher.

Georg: Ein unheimlicher Mann, dieser Rabbi!

Rahel: Hunderte von solchen Beispielen könnte ich Dir erzählen — —

Georg: Weißt Du sie alle von Deinem Onkel?

Rahel: Von wem sonst? Ich war stets menschenscheu, dem Onkel aber mußte ich vertrauen. Er spricht genau wie die alten Bücher.

Georg: Wie herrlich ist es, eine solche Phantasie zu besitzen! Freilich, in dieser Stadt wachsen ja ganz andere Menschen auf — jeder Winkel, jedes Haus spricht da von alten, unheimlichen Geschichten — — —

Rahel: Die meisten Sagen sind auf der Kleinseite zu Hause. Du weißt schon — —

Georg: Ja — da kenne ich einen alten Weg — — er führt vom Hungerturm herab — — eine kleine Anhöhe — von dort kann man die ganze Stadt zu seinen Füßen liegen sehen ... Dort küßte ich Dich zum erstenmal — — — so lang und so süß —

Rahel: An diesen Abend dachte ich oft schon zurück. — Es war eine Stille in der Luft, so merkwürdig feierlich war alles um uns her ... Du hieltest mich so fest an Dich gepreßt — Dein Mund berührte den meinen — mir schwanden fast die Sinne — —

Georg (fast erschreckt): Rahel! (stammelnd) mein Gott — mein Gott ...

Rahel: Hörst Du es nicht gern?

Georg: Ach Kind! Süßes Lieb! Ewig könnte ich da lauschen — — Deine Erzählung ist ein herrlicher Irrgarten — noch stehe ich zagend vor dem Eingang — ich möchte darin nicht den letzten Rest meines Verstandes verlieren!

Rahel: Ich verstehe nicht ganz —

Georg: Mir selbst möchte ich treu bleiben! Hexe, süße Hexe! möchte mich nicht von Dir umstricken lassen — möchte nicht von meinem Pfade weichen ..... und doch — — Mein schönes Mädchen — ein jeder Mann ist ein Schuft —!

Rahel: Oh, Georg!

Georg: Ich wußte nie, daß mein einfacher Name so süß klingen kann! Sag ihn noch einmal —

Rahel: Georg! Süßer Georg ...

Georg: Wie schön Du bist! So, in dem roten Licht, mit Deinem stolzen Profil und Deinen traumtiefen Augen ... Du — Sommernachtstraum meiner scheidenden Jugend! Nein, bei Dir, mit Dir bin ich jung, wie ein froher Student! trotz meiner weißen Haare —

Rahel: Nun — so grau bist Du doch noch nicht! Geh, warum willst Du Dein Alter mit Macht erzwingen?

Georg: Ja — ja! Erzwingen ... das klingt sehr nett.

Rahel: Mir ist's ja gleich, wie alt Du bist. — Für mich bist Du der Schönste, Jüngste, Liebenswerteste — —

Georg: So ist's recht, mein süßes Mädchen! Lieben sollst Du mich! sehr! mich dürstet's nach Deiner Liebe — — mein Verlangen kannst Du niemals stillen ... Wie schnell ist doch diese Liebe entbrannt, wie hat sie mich gepackt — — immer Du und wieder Du! Deine Augen gehen mit mir — Deine Jugend — Deine Schönheit, der Klang Deiner Stimme verläßt mich nicht! Was soll ich tun? wie soll ich entkommen?

Rahel: Entkommen? Warum? es muß wohl so sein, daß wir beide uns gefunden haben! Menschen, welche zusammengehören, finden sich immer! Täglich danke ich Gott für diese Gnade ... Was wäre mein Leben ohne Dich? Und sollte es unser Geschick auch wollen, daß Du mich später verläßt — ewig bleibe ich Dir für diese schöne Zeit dankbar!

Georg: Du beschämst mich! Was habe ich denn getan? Ich bin ja selig, wenn ich in Deiner Nähe weilen kann. Du bist die Gebende und ich der Empfangende: Glaubst Du denn nicht, daß geben seliger ist denn nehmen?

Rahel: Wir beide geben und beide nehmen. — — Ach, wenn ich Dir nur mein ganzes Herzblut schenken könnte! Wie glücklich wäre ich da ....

Georg: Alles geben — ja — alles .... und ich soll nicht der Empfangende sein! Das ist entsetzlich. Nein, was fasle ich da: ich soll nicht — ich muß ja, dieses Verlangen tötet mich fast — Rahel, Süße — hast Du Dich auch nicht belogen? ist es auch so, wie Du sagtest: will Dein Herz nur mich? Keinen andern? Hast Du keinen Gedanken, der Dich von mir weist? Möchtest Du Dich nur mir geben?!

Rahel (still, aber bestimmt): Du bist meine erste Liebe — und Du sollst die letzte bleiben. — Wenn ich Dich ansehe, vergesse ich die ganze Welt, nur Deine Augen brennen, wie zwei Sonnen. — Ich fühle, wie sich mein Herz weitet und ich finde Worte, die mir früher fremd waren. — Ist es Liebe? Dieses zitternde, weiche, tiefe Gefühl – ist es das Gefühl der Liebe? Sag es mir — —

Georg: Ja, es ist Liebe, es ist der holdeste, süßeste Beginn einer keimenden Sehnsucht — — Willst Du sie ersticken? oder willst Du sie zur duftenden Blüte erblühen lassen?

Rahel: Meine Seele gehört Dir —! Befehlen sollst Du! Ich gehorche blind. . . . .

Georg: Nicht befehlen — bitten will ich ... Beten zu Gott, daß er uns dies Glück, dies Gefühl erhalte! Was kannst Du wissen, Du kleines Mädchen? Mein Sehnen reißt die letzten Dämme ein — frei strömt mein Wünschen auf Dich über! Aber nicht erzwungen sollst Du gewähren — frei, aus eigener Wahl sollst Du beglücken!

Rahel (immer feuriger): O Georg! Georg!

Georg: Sieh, ein Wort genügt und der tobende Sturm erfaßt uns beide! Wohin verschlägt er uns? frägst Du es? oder soll ich es fragen? In Deinen Armen will ich die Augen schließen — und — tobe, Du rasender Orkan! Trag uns fort — weit — weit! Wenn nur Dein Herz auf meinem Herzen pocht und Dein Mund auf dem meinen ruht! Laß die Welt hinter uns versinken! Aus den Gluten unserer Seelen schaffen wir uns eine neue! Aber liebe mich, liebe mich! Gieb mir alles — — alles!

Rahel (zitternd): Ich gehöre Dir — Dir — für ewig!

Georg: Ja für ewig! Dein Bild lebt ewig in meinem Herzen, Du bist so schön, Du bist gut, ich weiß es, könntest Du einen Durstenden schmachten lassen? Ich fand Dich, Du ersehnte Quelle! Alles, was seit Jahren auf dem tiefsten Grund meiner Seele ruhte, was ich längst für tot und vergessen hielt, alle Bilder aus alten, fernen Zeiten drängen sich neu vor mein Auge! Du weckest meine ferne Jugend auf! Sei nun barmherzig — —! Gieb, was mein Sehnen verlangt — Du mußt es! Du mußt es! Sieh, wie mein Herz pocht —, jeder Nerv, jeder Blutstropfen schreit nach Dir —!

Rahel (verwirrt, übermältigt): Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!

Georg (umfängt sie): Mein Lieb! Mein süßes Herz! Bin ich Deiner wert? Doch — ich kann nicht anders! Dies Gefühl ist stärker als mein Verstand. . . . Mein ganzer Widerstand schmilzt vor diesem Machtwort: Wonne! Mich wehren? Wie? Wie? Ich verliere ja den Verstand.... Sag', daß Du mir folgst — sag', sag' es. . . .

Rahel (willenlos): Ich bin Dein . . . . .!

Georg: Du kommst mit mir? zu mir? O, Süße! Süße! (Ringend) Heute — jetzt — oh! Du kommst — — nicht wahr? Du kommst?

Rahel: Ja — — ich gehe mit Dir —!

Georg: Fort von hier! Lassen wir die Toten ruhen! Unser ist das Leben! Das volle frische, jauchzende Leben — es umfängt uns mit seinen Armen — und wir wehren uns nicht — — wir können uns nicht sträuben . . . . (er küßt Rahel auf Mund und Augen).

Rahel (leise): Georg — Süßer, Liebster — —

Georg: Da — fühlst Du! wie es uns umstrickt? Mit unsichtbaren und doch so festen Schlingen — das heiße, sehnende Leben? Fühlst Du, wie mein Herz pocht? Es will zu dem Deinen —! enger, fester sollen sich meine Arme um Dich ranken .... unzertrennbar! festgeschmiedet — in eines verflochten — eines! eines ... Begreifst Du den ewigen Dichter! Ihn, dessen Worte Du aus meinem Mund gehört?

„Sich hinzugeben ganz und eine Wonne zu fühlen, die ewig sein muß!
Ewig! Ihr Ende würde Verzweiflung sein....
Nein, kein Ende! Kein Ende!

(Er umfaßt Rahel und küßt sie fest auf den Mund.)

Rahel (entschlossen): Kein Ende! O Georg ....

(Beide liegen sich in den Armen. Langes Schweigen.)

(Schluß folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

29.

Die Aerzte sagen, meine Krankheit ist Blutvergiftung, das schreitet langsam fort, braucht ein halbes Jahr. Aengstige Dich deswegen nicht, der Tod ist mein guter Gesell, dem ich all diese Jahre ins Auge gesehn habe, den ich liebe und verstehe.

Ich habe wieder eine Erbschaft gemacht, und die Base hat auch ihren Topf voll bekommen. Das gibt einen guten Sparstrumpf bei der Züs jetzt! Sie sperrt ihn weit auf,

um meins noch hineinzusacken. Ich vergeude und lasse alles vergeudet werden. Nur die Hunde sollen nicht darben, die werden fett und faul. Schreib mir doch, wie Deine Leute über überseeische Elektrizitätsaktien denken? Sie standen, als ich sie kaufte, auf 88 und sind auf 42 gefallen. Du bekommst ja zuweilen Tips.

Hast Du keine Lust, meinen echten Corot zu kaufen? Ich wär' ihn gerne los, er hängt mir im Weg, aber unter zwölftausend tät ich's nicht. Such mir einen Käufer, Du! Ich bin zu faul dazu und zu schüchtern.

Du bist ganz tüchtig und stramm und immer auf dem Posten. Ich möchte wie Du sein. Oder wie Friedrich Schiller. Nun, so muß ich auch verbraucht werden, esse und schlafe noch, und das Bier schmeckt mir leidlich. Sogar einen Bauch setze ich letzthin an.

Ist das nicht schrecklich, Dianina?

30.

Du findest mich bürgerlich und schwerfällig. Das ist mein Plebejerblut.

Einmal bildete ich mir ein, ich sei ein Königssohn.

Ja nun, was tue ich nun? Ich baue mir wieder ein Haus und sehe den Kursstand nach, saufe und kaue. Kälte und Wind kann ich garnicht mehr vertragen, hab Rheumatismus, Bauchkneipen und Gesichtsreißen.

Vielen Dank für treue Freundschaft betreffs der Aktien und des Corot! Ich glaube gern, daß sie nicht zwölftausend Mark geben wollen. Versuche sie für mich durchzusetzen, Kleines, Kluges! Dein Freund braucht Geld, viel Geld! Er ist ein Verschwender und ein Schlemmer. Im Hause geht alles drunter und drüber, es ist eine versaute Wirtschaft. Wenn nichts mehr da ist, wird Neues eingekauft. Die Züs zankte neulich, daß das ganze Silberzeug gestohlen sei. Sie jagte die Wirtschafterin weg, und eine neue kommt, die wieder stiehlt und in die Tasche stopft. Jede einzelne ist auch verliebt, hofft, man heiratet sie doch zuletzt, wenn sie auch noch so feist und garstig ist, heiraten ist immer die geistige Verblödung, die nach fünfzig unweigerlich eintritt. Auf den Leichnam warten die Hyänen.

Also wenn Du klug wärst, hättest Du mich einfach geheiratet, damals vor vier Jahren. Und wärst ein Korporal geworden und hättest Geld gestrichen und auf die Kante getragen.

So macht man's. Du bist zu sehr ein Kavalier. Das bezahlt sich niemals.

Die hier sind die schmutzigsten, geizigsten Gauner, die es gibt, unter ihrer Spießbürgerbehaglichkeit und dem Wohlanstand. Was sie heimlich abwürgen an Feinheit, an Verstand, an wirklichem blutigen Leben sogar, das zählt nicht! So eine Familie sind Tiere in einen Stall gesperrt, die sich auffressen. Aber man hört's nicht, und niemand wußte ja genau, wieviel drinnen waren, im Koben.

Wohl ist mir nur draußen, auf der Höhe und im Wald. Da lieg ich unter den Bäumen, gucke in den blauen Himmel. Und schäme mich. Ihretwegen schäme ich mich — 's ist auch schon eine Gewohnheit, aber eine liebe noch.

Es freut mich, daß die andern mich für so dumm halten, weil ich sie dadurch in ihrer eingebildeten Schläue so vollkommen durchschaue, alle Fäden sehe, an denen sie zappeln.

Die Base will an den Nil. Imagine-toi! Die Pyramiden werden Augen machen, wann's die schauen! Sie bildet sich neuerdings.

Ich bin gräßlich ungebildet, ein Bauer, — Also gehn Sie zu Hof, seien Sie Salonzierde!

Ich bin Ihnen doch gut, hab einen neuen Schnupfen wieder und zwei Dackerln. Nur die Hunde liebe ich eigentlich noch, sie sind auch besser wie wir und tausendmal anständiger. Mon Dieu! Wie sagt Friedrich Schiller doch: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben."

Großer Friedrich! Und großes Kleines! (Fortsetzung folgt.)

Mehr Schmutz für den Bahnhofsbuchhandel.

„Stilpe" hat gelehrt, daß eine schlechte Kinderstube durch kein Begräbnis erster Klasse weit zu machen ist. Nach August Scherl dagegen muß man erst im Schmutze untertauchen, um die Wonnen der Reinlichkeit zu empfinden, muß man, um zu Goethe zu gelangen, bei Ewald August König und Rougon beginnen. Und zweifelsohne ist die Scherlsche Lehrmethode die rechnungsmäßig richtige.

Auf tieferem Niveau steht die neueste Bescherung, die wir der Darmverstimmung des ersten besten Abgeordneten zu danken haben, der auf einer Eisenbahnfahrt von Wittenberge nach Berlin die welterschütternde Entdeckung machte, daß zwei Kulturblätter wie „Die Post" und „Kreuz-Zeitung", die nach seiner Ansicht jedem Reisenden gratis ins Abteil verabreicht werden müßten, in zwei Bahnhofsbuchhandlungen nicht zu erhalten waren.

Und diese, den preußischen Staat in seinen Grundfesten erschütternde Entdeckung hat den Antrag im Abgeordnetenhause zur Folge gehabt, nach dem die Verpachtung des Bahnhofsbuchhandels höchstens auf drei Jahre zu geschehen und nach rechtzeitiger Bekanntmachung des Verpachtungstermins öffentlich an den Meistbietenden zu erfolgen hat. Die Weisheit der konservativen Mehrheit des Abgeordnetenhauses hat sich dem Geiste dieses Antrages nicht verschließen können, und er wurde gegen die Stimmen der Freisinnigen und Nationalliberalen zum Beschluß erhoben; und er wird Gesetz werden, wenn die Regierung ihn sanktioniert.

Ist's nicht eine Freude, zu sehen, wie der Eisenbahnbuchhandel in den letzten Jahren fortschreitender, ruhiger Entwicklung neben dem geschäftlichen Gesichtspunkte den literarischen immer mehr berücksichtigt, die Schundliteratur immer weiter in den Hintergrund rückt und einer Lektüre Platz macht, die für den Geldbeutel des Bahnhofsbuchhändlers weniger ersprießlich ist, als für den Geist und Geschmack des Reisenden. Die Verdienste, die sich Stilke — Vater wie Sohn — hier erworben hat und die dadurch, daß sie bei dem gesamten Bahnhofsbuchhandel Nachahmung fanden, den Eisenbahnbuchhandel geradezu zu einem Kulturfaktor machten, werden von der Mehrheit der preußischen Abgeordneten nicht anerkannt. Was kümmern sie Geschmack und Bildung des Publikums! Erst wenn ihre Parteiblätter an hervorragender Stelle jedem Reisenden sich aufdrängen, hat für sie der Eisenbahnbuchhandel den Beweis seiner Existenzberechtigung erbracht. Der Eisenbahnbuchhändler besitzt keine feste Kundschaft im Sinne des Sortimenters. Somit ist eine gewisse Unsicherheit und Unruhe in seinem Betriebe unvermeidlich. Nur die Gewißheit, auf eine lange Reihe von Jahren hinaus nicht von seinem Platze verdrängt zu werden, ermöglicht es ihm, neben den Erscheinungen des Tages auch Bücher von literarischer Qualität zu halten, die, wenn nicht heute, dann später einmal ihren Abnehmer finden. Das Prinzip des höchsten Gebots wird zur Folge haben, daß der Bahnhofsbuchhandel aus den Händen der soliden Firmen in die raffinierter Rechner gerät, die ohne Liebe für ihren verantwortungsvollen Posten nur das eine Ziel verfolgen werden: aus dem hohen Absatz schlechter Bücher die hohe Pacht herauszuwirtschaften. Und die glücklich überwundene Zeit wird wiederkehren, wo nur Schundliteratur in Gestalt von Detektivromanen und im besten Falle die Bibliothek Scherl (denn wer könnte ihn überbieten?) auf den Bahnhöfen zu haben sind.

Die Gefolgschaft, welche August Scherl vom deutschen Volke für seine weite Reise von Ewald August König zu Goethe fordert, wird er, wenn die Regierung seinen Einflüssen unterliegt, nun einfach erzwingen können.

Daß Abgeordnete über Dinge reden, die sie nicht verstehen, ist nichts Außergewöhnliches. Was in diesem Falle aber an Unmöglichem geleistet wurde, verdiente tatsächlich einmal niedriger gehängt zu werden. Zunächst war es Pflicht des Abgeordneten Brütt — so heißt dieser feinsinnige Herr, welcher seine Bildung aus der „Post" und „Kreuzzeitung" holt — sich zu informieren, bevor er seiner Empörung in Form eines Antrages Luft machte. Denn schließlich erhebt sich das preußische Abgeordnetenhaus schon dadurch über das Niveau eines akademischen Diskutierklubs,

daß die hier gefaßten Beschlüsse Gefahr laufen, vom Herrenhaus und von der Krone akzeptiert und so Gesetz zu werden.

Also sollte man sich überlegen, was man spricht.

Nach dem Abgeordneten Brütt gehören zum Betriebe eines Bahnhofsbuchhandels: ein Tisch, ein Stuhl, ein Bücherbord. Daß auf dem Tisch etwas liegen, auf dem Stuhl etwas sitzen, auf dem Bücherbord etwas stehen muß, damit selbst der konservativeste Abgeordnete mit Tisch, Stuhl und Bücherbord einen einigermaßen verständlichen Begriff verbinden kann, vergißt er. Und er vergißt vor allem, sich zu informieren, welche ungeheuren Kapitalien sowohl in den Anlagen wie in den Bücherlagern der Berliner, Frankfurter und Kölner Eisenbahnbuchhändler investiert sind. Er wundert sich, daß Köln und Frankfurt verhältnismäßig höhere Pacht bringen als Berlin; denn er hielt es, bevor er seine Rede hielt, nicht für notwendig, sich davon zu überzeugen, daß bei der Zersplitterung des Eisenbahnbuchhandels in Berlin die Unkosten gewaltig höhere als in Köln und Frankfurt sind, und daß — was freilich niemals in den Kopf dieses Idealisten gehen wird — Herr Stilke in Berlin an vielen Stellen Buchhandlungen ausschließlich im Interesse des reisenden Publikums unterhält, ohne den leisesten Nutzen daraus zu ziehen. Er setzt zu und wird weiter zusetzen, wenn nicht der geniale Antrag des Abgeordneten Brütt Gesetz werden sollte.

Auch weiß der Abgeordnete Brütt nicht (und sollte es doch wissen schon, um die übrigen Abgeordneten zu unterrichten, die leichtgläubig seinen Worten folgten), daß der Fiskus tatsächlich genau die Einnahmen der Eisenbahnbuchhändler kontrolliert und sich ausdrücklich das Recht, die Pachtsumme zu erhöhen, vorbehält. Es fragt sich nur, was eigentlich von all den Argumenten, die der Abgeordnete Brütt vorbrachte, übrig bleibt, um seinen Antrag zu rechtfertigen.

All die übrigen Unrichtigkeiten hat die Presse, am sichersten wohl die „Tägliche Rundschau" in ihrem vorzüglichen Artikel vom 17. Mai, festgenagelt, hat gezeigt, daß hier wieder einmal der preußisch konservative Abgeordnete — ahnungslos und völlig außerstande, die Tragweite seiner Entschließungen zu übersehen — wo es sich um bildungsfördernde Einrichtungen handelt, in der Welt hintanmarschiert. A. L.

Karlsruhe.

Schoß der Hau die Schwiegermutter
durch Korsett und Unterfutter?
Schoß er oder schoß er nicht? —
Dieses fragt sich das Gericht.
Schmälerten zwei Redakteure
Fräulein Olgas Frauenehre?
Oder taten sie es nicht? —
fragt sich gleichfalls das Gericht.
Und man wälzt an vielen Tagen
hin und her die beiden Fragen.
Unzufrieden war Herr Dietz
nämlich mit der Vorjustiz.
Ob er sie mit Recht bekrittelt,
hat man leider nicht ermittelt,
doch erkannte man zu Recht:
Fräulein Olga sei nicht schlecht.
Denn es ward ans Licht gefördert,
daß sie erstens nicht gemördert,
zweitens keinen Meineid schwor:
Fräulein Olga Molitor.
Der Herr Herzog muß es büßen.
Ihr die Unschuld zu versüßen,
kommt ein Jahr er ins Verließ.
Herr von Pannwitz wünschte dies.
Manche Schmähung durch die Presse
fördert wohl noch mehr Prozesse.
Olgas Frauenehre wird
mit Gefängnis repariert.
Könnt man doch in den Verfahren
erst mit Sicherheit erfahren:
Wer erschoß die alte Frau? — —
Oder war es doch Karl Hau?!

J. Diot.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feßl, Wien I. — Morgen-Verlag, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Wiltzek, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.